Die Nachtvögel.

Von

Xavier de Montépin.

Aus dem Französischen

von

L. Fort.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erster Theil.

Der Polizeiagent.

I.

Ein Zeitungsartikel.

Ungefähr zehn Jahre nach der furchtbaren Katastrophe, welche die zweite Abtheilung des Werkes beschließt, das wir unter dem Titel: »Bekenntnisse eines Abenteurers« begonnen und unter dem Titel: »der Vicomte Raphael« fortgesetzt haben, das heißt am 7. December 183* enthielten die criminalistischen Zeitschriften nachstehenden Artikel, der am folgenden Tage von allen Pariser Journalen aufgenommen wurde:

»Ein gewaltsamer Einbruch mit bewaffneter Hand, ein Diebstahl ganz neuer Art und von unglaublicher Frechheit, der mit einer beispiellosen Geschicklichkeit und Schlauheit ausgedacht und vollführt worden ist, hat sich in der Nacht vom Freitag zum Samstag ereignet.

Jedermann kennt das prächtige Haus, welches der Marquis von Laumesnil im Faubourg Saint-Germain, in der Mitte der Rue-de-Varennes besitzt.

Vor demselben befindet sich ein geräumiger Hof, und an der hinteren Seite große und prachtvolle Gartenanlagen, welche von einer achtzehn Fuß hohen Mauer umgeben sind, deren Kamm in seiner ganzen Länge mit eisernen Zacken besetzt ist.

Um die Sicherheit, welche eine solche Schutzmauer gewähren mußte, noch zu erhöhen, wurden jeden Abend zwei ungeheuer große und bösartige Hunde von den Abruzzen losgelassen, welche frei im Garten umherliefen.

Diese halbwilden Thiere, welche ausschließlich mit Pferdefleisch gefüttert wurden, bewachten das Haus und den Garten bis zum Morgen.

Unter dem Schutze dieser wachsamen Hunde und einer zahlreichen Dienerschaft konnte der Marquis von Laumesnil sich in seinem Hôtel gewiß vollkommen sicher glauben.

Dem war jedoch nicht so.

Am Freitag Abend kam der Marquis wie gewöhnlich kurz vor Mitternacht nach Hause und ging sogleich zur Ruhe.

Seine persönliche Wohnung, die sich im ersten Stocke des Hauptgebäudes befindet, besteht aus einem Schlafgemache, einem Bibliothekzimmer und einem Arbeitscabinete.

Die beiden Fenster des Schlafzimmers gehen auf den Garten.

Drei Tage vorher hatte der Marquis durch seinen Geschäftsagenten Staatspapiere verkaufen lassen, da er einige bedeutende Zahlungen zu leisten hatte.

Die Summe der verkauften Effecten belief sich auf sechzigtausend Franken, welche in Banknoten in einem geheimen Fache des kleinen Secretärs, der im Schlafzimmer zur Rechten des Camins steht, verschlossen waren.

Keiner von der Dienerschaft wußte darum, und überdies hatte das geheime Fach schon sehr oft viel größere Summen enthalten.

Ungefähr um halb drei Uhr Morgens wurde der Marquis plötzlich durch einen auffallend scharfen Luftzug aus dem Schlafe geweckt.

Er schlug die Augen auf und bemerkte sogleich, daß die bläulichen Strahlen des Mondes einen Theil seines Schlafzimmers matt erleuchteten.

Er erinnerte sich indessen ganz deutlich, daß die inneren Fensterläden am vergangenen Abende, ehe er sich niedergelegt, verschlossen worden waren.

Demungeachtet war das eine Fenster geöffnet.

Es mußte demnach, während der Marquis in dem ersten festen Schlummer lag, Jemand durch das Fenster hereingestiegen seyn.

Herr von Laumesnil, ein pensionirter General von anerkanntem Muthe, den er in den Kriegszeiten des Kaiserreichs auf allen Schlachtfeldern Europa's erprobt hatte, empfand trotzdem eine unwillkürliche Regung von Furcht.

Er erhob sich vom Lager, schlug behutsam die Bettvorhänge auseinander und sah sich um.

Ein Mann von hoher Statur, der ihm den Rücken zukehrte, war mit der vollkommensten Ruhe und ohne die geringste hastige Uebereilung damit beschäftigt, den kleinen Secretär zu öffnen.

Der Marquis machte eine Bewegung, um aus dem Bette zu springen, in der Absicht, eine von den Waffen zu ergreifen, welche trophäenartig an einem Wandfelde des Zimmers aufgehängt waren, und auf der Stelle selbst an dem frechen Diebe Gerechtigkeit auszuüben.

Noch ehe er aber Zeit gehabt, nur das Deckbett zurückzuschlagen, hatte Letzterer sich schon umgewendet und war mit einem Sprunge an dem Bette, wo er dem Marquis die Mündung eines großen Pistols vor's Gesicht hielt und zu ihm sagte:

»Legen Sie sich nieder, Herr Marquis, und hören Sie mich an, oder Sie sind des Todes!...«

Es gibt im Leben Situationen, in denen der Mensch, er mag seyn wer er will, schweigen und gehorchen muß.

In einer solchen Lage befand sich der Marquis von Laumesnil in diesem Augenblicke.

Er ließ den Kopf wieder in die Kissen zurück sinken und harrte der kommenden Dinge.

Jetzt hob der Dieb wieder an, aber ohne sein Pistol von dem Kopf des Marquis zu entfernen:

»Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, was ich bei Ihnen will...«

»Allerdings,« stammelte der Marquis, »ich sehe es nur zu deutlich.«

»Ich hoffte mein Vorhaben glücklich auszuführen, ohne Sie im Schlafe zu stören,« fuhr der Unbekannte mit sehr leiser, aber vollkommen verständlicher Stimme fort. »Allein ich habe mich geirrt, und sehe mit Bedauern, daß Sie mich durch Ihr Erwachen in die harte Nothwendigkeit versetzen, Ihnen eine nichts weniger als angenehme Alternative zu stellen.«

Der Dieb hielt einen Augenblick inne, als ob er nach den Ausdrücken suchte, deren er sich bedienen sollte.

»Sprechen Sie!« rief Herr von Laumesnil.

»Vor Allem haben Sie die Güte, Ihre gegenwärtige Lage wohl zu bedenken,« sprach der Unbekannte weiter. »Sie

sind vollständig in meiner Gewalt, Herr Marquis. Ich habe die Thür Ihres Schlafzimmers von innen verschlossen, es würde mich daher nichts abhalten können, Ihnen ganz einfach eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und noch ehe Ihre Dienerschaft Zeit hätte, auf den Knall des Schusses herbeizukommen, würde ich längst entflohen und in Sicherheit seyn. Ich beeile mich jedoch hinzuzusetzen, daß ich gegen Ihre Person durchaus nichts Böses im Sinne habe, daß ich keinen Haß oder Groll gegen Sie hege, kurz, daß ich Ihnen nicht nach dem Leben trachte, sondern es nur auf Ihr Geld abgesehen habe ...«

»Kommen Sie zur Sache!« rief der Marquis mit einiger Heftigkeit, »worin besteht die Alternative, von der Sie vorhin sprachen?«

»Still . . . sprechen Sie nicht so laut!« entgegnete der Dieb mit gedämpfter Stimme, »Sie compromittiren mich! ... Die Alternative,« fuhr er fort, »ist diese: Wenn Sie ein Wort sprechen, wenn Sie einen Laut von sich geben, wenn Sie eine drohende Bewegung machen, wenn Sie die Hand nach der Glockenschnur ausstrecken, die ich dort zwischen den Bettvorhängen bemerke, so zerschmettere ich Ihnen durch einen Schuß die Hirnschale . . .«

»Weiter!« murmelte der Marquis.

»Die andere Bedingung ist viel einfacher, leichter und angenehmer,« erwiederte der Dieb. »Ich verlange nichts weiter, als daß Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben ... Sie verstehen mich, Herr, Marquis, Ihr Ehrenwort als alter Militär . . . daß Sie sich während der nächsten fünf Minuten vollkommen ruhig verhalten, und mich in Ihrem Zimmer nach meinem Belieben ruhig schalten und walten lassen wollen.«

»Fünf Minuten?« wiederholte der Marquis.

»Nicht länger.«

»Und was werden Sie während dieser fünf Minuten thun?«

»Das wissen Sie so gut wie ich! ich will während dieser Zeit jenen kleinen Secretär vollends aufsprengen und mir das darin aufbewahrte Geld zueignen.«

Herr von Laumesnil mußte unwillkürlich lächeln.

»Wahrhaftig,« sagte er, »meine Lage ist höchst originell! . . .«

»Nicht wahr?«

»Aber Sie werden mir zugeben, Herr Spitzbube, daß es sehr hart für mich ist, mich von Ihnen bestehlen zu sehen, ohne daß ich einen Versuch machen darf, Sie daran zu hindern . . .«

»In diesem Punkte bin ich ganz Ihrer Meinung, Herr Marquis. Aber es ist nun einmal nicht anders. Sie werden auch Ihrerseits zugeben müssen, daß Sie selbst einige Schuld daran haben . . . warum erwachen Sie! . . . Ich war schon bald fertig! . . .«

Es trat eine kurze Pause ein.

»Nun, entschließen Sie sich, Herr Marquis,« fuhr der Dieb fort; »Sie haben die Wahl zwischen einer Kugel und Ihrem Ehrenwort; allein ich muß Sie bitten, sich möglichst zu beeilen, denn meine Zeit ist kostbar . . .«

Bei diesen letzten Worten näherte der sonderbare Gast die Mündung seines Pistols dem Gesicht des Marquis noch mehr.

Hier konnte von Zaudern nicht die Rede seyn.

»Ich werde thun, was Sie verlangen,« stammelte der Marquis.

»Sie versprechen mir also fünf Minuten lang stumm und reglos zu bleiben, wie ein Todter?«

»Ja.«

»Sie werden keinen Laut ausstoßen und nicht den mindesten Versuch machen, um Hilfe herbeizurufen?«

»Nein.«

»Geben Sie mir Ihr Ehrenwort als Soldat und Cavalier darauf?«

»Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre als Soldat und Cavalier.«

Der Bandit brachte alsbald den Hahn seines Pistols in Ruhe, steckte es wieder in die Brusttasche und sagte dann indem er sich bemühte, bei dem schwachen Scheine des Mondes die Zeiger der Stutzuhr zu erkennen, welche auf dem Caminsims stand:

»Es ist jetzt genau dreiviertel auf drei Uhr . . . bis zehn Minuten vor Drei darf ich hier thun was ich will...«

Nach diesen Worten nahm er seine Diebeswerkzeuge, die er einen Augenblick bei Seite gelegt hatte, wieder zur Hand und fuhr mit der unterbrochenen Arbeit fort.

Er füllte seine Taschen mit Banknoten, blickte dann abermals auf die Uhr und sagte:

»Ich habe noch zwei und eine halbe Minute Zeit ... ich verlasse mich auf Ihr Ehrenwort.«

Hierauf ging er ans Fenster, stieg hinaus und verschwand.

Jetzt sprang der Marquis aus dem Bett und eilte nach der Uhr.

Kaum war die letzte Minute verstrichen und er dadurch seines Eides entbunden, so rief er mit der ganzen Kraft seiner Stimme um Hilfe und setzte alle Glocken in Bewegung.

Die Dienerschaft eilte sogleich herbei. Allein es war schon zu spät.

Die Nachforschungen, welche augenblicklich im Garten angestellt wurden, hatten keinen Erfolg. Der hart gefrorene Boden zeigte nirgends eine Fußspur.

Die beiden großen Hunde waren vergiftet und lagen todt hingestreckt an einer entfernten Stelle der Gartenmauer.

Das Signalement des Diebes, soweit Herr von Laumesnil es hat angeben können, ist folgendes:

Hohe Statur, wenigstens sechs Fuß lang — Körperbau stark, fast athletisch, Haare kurz verschnitten, das Gesicht mit einer schwarzen Farbe überstrichen, welche nicht erlaubte, die Züge zu unterscheiden, Stimme etwas heiser, Sprache, der Pariser Accent. Kleidung, eine blaue oder grüne Blouse und Beinkleider von gleichem Stoffe.

Diese Angaben sind allerdings sehr unbestimmt, aber wir bezweifeln demungeachtet nicht, daß das Verbrechen, welches wir hier mitgetheilt haben, nicht unbestraft bleiben wird.

Die gerichtliche Untersuchung hat bereits begonnen.

Die Polizei hat ihre geschicktesten Agenten instruirt, um dem Diebe auf die Spur zu kommen, und ihre Bemühungen werden sicherlich mit Erfolg gekrönt werden.

Wir werden nicht verfehlen, unsere Leser seiner Zeit davon zu unterrichten.«

Dies war der Zeitungsartikel, welcher mehre Tage lang die Aufmerksamkeit und Neugierde der Pariser fesselte.

II.

Madame Brutus.

Wir haben schon im letzten Bande des »Vicomte Raphael« gesagt, daß wir in dem Werke, welches wir heute begonnen, in die untersten Schichten der Bevölkerung von Paris hinabsteigen werden. Wir bitten daher die geehrten Leser der »Nachtvögel« im Voraus um Entschuldigung, wenn wir ihnen manche triviale und widerwärtige Scenen vorzuführen genöthigt sind und sie mehr als einmal ersuchen müssen, uns an unheimliche Orte zu begleiten, die wir zu dem uns vorschwebenden Zwecke nicht umgehen können.

Wir könnten uns zu unsrer Rechtfertignng auf berühmte Vorgänger berufen, halten dies aber nicht für nöthig.

Wer unser Werk nicht lesen will, lege es nieder bei Seite, mehr können wir nicht sagen.

Zu der Zeit, in welche die Ereignisse fallen, die wir berichten wollen, gab es in dem permanenten Schmutze des Faubourg Saint-Marcel eine abscheuliche enge und unsaubre Gasse, welche zu beiden Seiten von alten düsteren Häusern mit gesprungenen Mauern und blinden Fenstern eingefaßt war.

Diese Gasse führte Gott weiß warum den schauerlichen Namen: Cul-de-Sac-Etrangle-Dieu. *)

Selbst am Tage herrschte in dieser Gasse ein zweifelhaftes Dämmerlicht.

*) Ließe sich im Deutschen etwa mit Gottesmordgasse wiedergeben.
Der Uebersetzer.

An heißen Sommertagen dampfte das schmutzige und zerrissene Pflaster buchstäblich von Feuchtigkeit und verbreitete einen mephitischen Dunst.

Ungefähr in der Mitte dieser Sackgasse ohne Ausgang befand sich eine ehemals roth angestrichen gewesene Halbthür.

Ueber dieser Thür las man in halb verwischten dunklen Lettern die drei Worte:

»Zu den Nachtvögeln.«

Wie zur Erläuterung dieser Ueberschrift war auf jeder Seite derselben eine Nachteule mit den Flügeln und den Klauen angenagelt.

Von diesen beiden Raubvögeln aber waren gegenwärtig nur noch einige Fetzen vorhanden.

Des Abends, im Sommer von zehn Uhr und im Winter schon von vier Uhr an, diente das Licht einer kleinen Laterne dazu, die Thür zu erkennen.

Diese Laterne brannte wie eine Unglücksleuchte bis zum andern Morgen.

Die Thür war stets offen.

Man gelangte durch sie in einen engen Flur, der in ein Schenkzimmer führte, in welches wir mit denjenigen unserer Leser, die sich Muth genug zutrauen, um uns zu begleiten, jetzt eintreten wollen.

Ein ziemlich großes, aber sehr niedriges Zimmer, dessen Wände jedes Jahr einmal geweißt wurden, aber immer schon vierzehn Tage nach dieser Restaurirung wieder kohlschwarz aussahen, war das eben nicht prunkvolle Asyl, welches die »Nachtvögel« ihren rauchenden und trinkenden Stammgästen gewährten.

Fast dieser ganze Raum war mit kleinen Tischen, von hölzernen Bänken umgeben, angefüllt.

Tische sowohl als Bänke waren auf den Dielen befestigt, so daß sie bei den an einem solchen Orte ziemlich oft vorkommenden Schlägereien nicht als Angriffs- oder Vertheidigungswaffen benutzt werden konnten.

Auf jedem Tische standen Becher von Blech, welche vermittelst kleiner eiserner Ketten an die Tischplatte angeschlossen waren, eine Vorsichtsmaßregel, durch die sich kein Gast dieser widerlichen Kneipe verletzt fühlte.

Das Büffet befand sich in der einen Ecke des Zimmers und hinter demselben thronte majestätisch die Wirthin, die verwitwete Madame Brutus, deren verstorbener Herr Gemal ehedem ein wüthender Sansculotte und ultrarother Massacreur gewesen war.

Die ehemalige Bürgerin der Republik war etwa sechzig Jahre alt, erfreute sich einer Regimentstambourgestalt, einer echt männlichen Körperkraft und eines hochgerötheten Gesichts, das hier und da mit dunkel violetten und backsteinfarbigen Flecken marmorirt und mit einigen vollen Haarbüschchen geschmückt war.

Dies Alles hielt sie jedoch nicht ab, mit einer unverkennbaren Rührung von ihren zahlreichen Jugendliebschaften und von dem schmeichelhaften Succès zu sprechen, den sie vor Zeiten erlangt hatte, indem sie als Freiheitsgöttin mit der phrygischen Mütze auf dem Kopfe und einem bis über die Knie ausgeschnittenen Kleide angethan, auf einem republikanischen Triumphwagen durch die Straßen gezogen worden war.

Wenn die Bürgerin Brutus einige Gläschen von ihrem guten alten Anis getrunken (die vortreffliche Frau liebte die

süßen Liqueure), so war es ein Vergnügen, es mit anzusehen, wie sie einige Thränen trocknete, welche bei den zärtlichen und patriotischen Rückerinnerungen an ihren Lebenslenz über die kupferige Nase herabrollten. Sie legte dann ihre gewaltige Hand auf das ehedem so weite und empfängliche Herz und ihren dicken Lippen entströmte eine heitere Odyssee, in welcher der selige Bürger Brutus nur eine sehr kleine Rolle spielte.

»O, ich war ein Teufelsweib!« pflegte sie jedesmal zum Beschluß auszurufen, »und habe in meinem Leben gar tolle Streiche gemacht!«

Bei diesen Worten drückte sie mit kecker Miene ihre Soldatenmütze auf das rechte Ohr.

Wir sagen »Soldatenmütze,« denn die Witwe Brutus hatte diese Kopfbedeckung neuer Art gewählt, um ihr Haupt damit zu schmücken, dessen ehemals schwarze, jetzt graue Haare à la Titus verschnitten waren.

Dazu denke man sich eine rothe Contusche, die sich an einen wollenen Rock anschloß, und man hat ein ungefähres Bild von dem sonderbaren Costum der gewesenen Freiheitsgöttin.

Aus Sparsamkeit hatte Madame Brutus sich noch nie einen Kellner gehalten. Sie verrichtete alle Arbeiten in ihrer Schenkwirthschaft selbst und brachte den Gästen in höchsteigener Person ihren Branntwein und Tabak, welche Gegenstände sie ihnen zu einem fabelhaft billigen Preise verkaufte, der sich nur durch die schlechte Qualität der dazu verwendeten Urstoffe und durch die zahlreichen Verfälschungen erklären ließ, denen die schlaue Wirthin sie unterwarf, ehe sie dieselben der Consumtion überlieferte.

Manche Leute sagten, die Witwe Brutus verdiene sehr wenig.

Andere dagegen behaupteten, sie besitze ein ganz artiges Vermögen und werde, wenn sie sich zur Ruhe gesetzt, eines allerdings nicht ganz redlich erworbenen Wohlstandes genießen.

Wir können über diesen Punkt nicht entscheiden.

Es war neun Uhr Abends.

Zwei rauchende Oellampen strengten sich an, gegen die Dunkelheit des eben beschriebenen Schenklocals anzukämpfen.

Ihr flackerndes Licht schimmerte wie zwei Sterne mit einem röthlichen Hofe durch den dichten Qualm, welcher aus den Köpfen von etwa einem Dutzend kurzer Tabakspfeifen emporstieg.

Ein Mensch in einer Blouse, der so nahe als möglich unter der einen Lampe stand, hielt ein zerknittertes und beschmutztes Zeitungsblatt in der Hand, aus dem er mit lauter Stimme etwas vorlas.

Alle übrigen Anwesenden schienen ihm aufmerksam zuzuhören, ganz besonders aber die Witwe Brutus, welche mit aufgestütztem Ellenbogen hinter ihrem Schenktische saß und den Worten des Vorlesers mit gespanntem Interesse lauschte.

Der in Rede stehende Artikel war kein anderer als der, den wir in unserem ersten Capitel mitgetheilt haben.

Als der Vorleser geendigt hatte, entstand an den Tischen ein leises Gemurmel der Sympathie und Bewunderung.

Man hätte glauben können, eine Compagnie von der alten Kaisergarde zu sehen, welche das glorreiche Schlachtbulletin von einem Siege der großen Armee anhörte.

»Teufel!« rief einer der Anwesenden, als das beifällige Gemurmel wieder verstummt war, »das lasse ich mir gefallen!... Der Kerl hat Haare auf den Zähnen! das ist einer von der Primasorte!...«

»Ja,« meinte die Wirthin, »es läßt sich nicht läugnen, daß der Streich gut ausgeführt ist.«

»Das will ich glauben!« versetzte der erste Sprecher, »es müßte ein Vergnügen seyn, mit einem solchen Patron zu arbeiten! ich weiß nicht, was ich darum geben würde, wenn ich das Gesicht des alten reichen Hallunken von Marquis hätte sehen können, während sein Schränkchen ausgeräumt wurde!«

»Ein braver Mann ist er, das muß man ihm lassen,« bemerkte ein Anderer, »denn er hat nicht gemuckst, bevor die fünf Minuten um waren!...«

»Das war seine verdammte Schuldigkeit,« versetzte Madame Brutus; »dem wahren Verdienste ist man Respect schuldig!... der selige Brutus sagte immer, daß zwischen den Braven eine unbegrenzte gegenseitige Achtung stattfände.«

»Man muß aber auch gestehen,« hob der Mensch wieder an, welcher den Zeitungsbericht vorgelesen hatte, »daß der Fang wohl die Mühe werth war, ein kühnes Wagstück zu unternehmen!... Sechzigtausend Franken sind ein schönes Stück Geld!«

»Das glaube ich!« riefen einige Stimmen.

»Ich hätte es für diesen Preis auch gewagt,« bemerkte ein kleiner, hagerer und blaß aussehender junger Mann, der einen alten zerlumpten schwarzen Frack trug.

»Du, Spindelbein,« versetzte der, welcher zuerst gesprochen hatte, indem er den kleinen Hageren mit einem geringschätzenden Blicke maß; »Du bist nicht einmal dazu zu brauchen, einem Kleinstädter das Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen.«

Nach diesen niederdonnernden Worten fuhr er fort:

»Die Geschichte wird sie in der Rue-de-Jerusalem *) wieder einmal gut ins Feuer jagen!... Das Journal hat ganz Recht: es sind gewiß schon alle Spürhunde auf den Beinen!«

»Aber es wird ihnen nichts helfen,« sagte ein Anderer; »der Bursche ist jedenfalls in Sicherheit.«

»Wer könnte es denn wohl seyn?« fragte Madame Brutus mit ungeheuchelter oder wenigstens gut gespielter Neugierde.

»Aus dem Signalement ist nicht viel abzunehmen,« erwiederte der Vorleser. »Das ist ein Sattel, der auf jedes Pferd paßte. Da ist zum Beispiele Muscat, der seine fünf Fuß neun Zoll hat; aber der ist zu dumm. Ferner Silberbein, der volle sechs Fuß mißt; aber dieser ist wieder zu ungeschliffen. Dann der Eber, der noch einen Zoll über das angegebene Maß hat; aber der kann nicht vier zusammenhängende Worte sprechen. Ich wüßte nur Einen, den ich eines solchen Streiches für fähig halten könnte und der auch im Stande ist, ihn glücklich auszuführen. Ihr kennt ihn so gut wie ich, Mutter Brutus, aber er ist in diesem Augenblicke weit von hier... ich meine...«

*) In dieser Straße befindet sich die Pariser Polizeipräfectur.
Der Uebersetzer.

»Bst!« rief die Wirthin, indem sie einen Finger auf den Mund legte, »keinen Namen genannt! .. Die Wände haben Ohren! ...«

In diesem Augenblicke traten zwei neue Gäste ein.

III.

Zwei Porträts.

Es entstand sogleich eine allgemeine Stille im Schenkzimmer; da es sich aber bald zeigte, daß die beiden Neuankommenden keine Fremden waren, wurde die Unterhaltung wieder allgemein.

Sie drehte sich jedoch um einen andern Gegenstand und von der so sehr gerühmten That des unbekannten Diebes war nicht mehr die Rede.

Die beiden neuen Gäste waren nicht in Gesellschaft gekommen, sondern erst an der Thür der Schenke »zu den Nachtvögeln« zusammen getroffen.

Der eine von ihnen war ein Mann von hoher Statur und zweifelhaftem Alter.

Er konnte eben so gut noch nicht dreißig, als schon über fünfzig Jahre zählen.

Sein Gesicht, auf dem noch Spuren von ehemaliger großer Schönheit zu erkennen waren, sah bleich und abgelebt, fast verzerrt aus.

Diese blassen und hohlen Wangen konnten eben so gut eine Folge lasterhafter Ausschweifungen als eines tiefen Grames seyn.

Der Mann mußte entweder alle Freuden des Lebens bis zum Uebermaße genossen, oder viel gelitten haben.

Auch konnte man deutlich sehen, daß die Gesellschaft, in der er sich gegenwärtig befand, nicht die war, in deren Mitte er zu leben berufen war.

Die bräunlichen Ringe, welche seine tiefliegenden Augen umgaben, verriethen, daß er viele lange Nächte bei schwelgerischen Gelagen, oder auch unter heißen Thränen des Kummers zugebracht hatte.

Zwischen seinen Augenbrauen war eine permanente Furche in die Stirn gegraben, welche seiner Physiognomie einen noch finsterern Ausdruck gab.

Dann und wann spielte ein bitteres Lächeln um seine Lippen.

Rabenschwarze, natürlich gelockte Haare, zwischen denen hier und da ein Silberfädchen schimmerte, beschatteten die hohe und intelligente Stirn des Unbekannten.

Sein Bart war seit mehren Tagen mit keinem Rasirmesser in Berührung gekommen.

Seine Hände waren weiß und schön geformt.

Er trug eine blaue Tuchmütze und eine Handwerkerblouse, welche eine kurze Jacke verhüllte.

Seine abgetragenen Beinkleider waren an mehren Stellen zerrissen und seine groben, mit Nägeln beschlagenen Schuhe mit Koth bespritzt.

Als er am Schenktische vorüberging, begrüßte er Madame Brutus durch eine leichte Handbewegung.

Die würdige Matrone erwiederte diesen fast freundschaftlichen Gruß, indem sie sich von dem mit einstmals roth gewesenen Utrechter Sammt überzogenen antiken Lehnstuhle erhob, in welchem ihr imposanter Corpus ruhte.

Dann machte sie eine artige Verbeugung und ihre

violetten Lippen öffneten sich zu einem freundlichen Willkommenslächeln.

Dieses Lächeln und diese Verbeugung waren die unverkennbaren Zeichen einer aufrichtigen Zuneigung und hohen Achtung.

Der Unbekannte schritt durch das ganze Zimmer, ohne an einen der Anwesenden ein Wort zu richten, und setzte sich in einem Winkel nieder, wo ihm sein Stammplatz reservirt zu seyn schien.

Dann nahm er aus der Brusttasche seiner Jacke eine kurze Pfeife und ein Päckchen Tabak, stopfte die erstere und zündete sie vermittelst eines Stückchens Schwamm, das er mit Stahl und Feuerstein in Brand setzte, an.

Hierauf lehnte er den Kopf zurück an die kahle Wand mit einer Gemächlichkeit, als ob sich die weichen Polster eines bequemen Divans hinter ihm befunden hätten, hüllte sich in eine Rauchwolke und versank, wenigstens anscheinend, in die süße Träumerei eines türkischen Paschas oder eines flamändischen Biertrinkers.

Die Witwe Brutus störte ihn in seinen Gedanken, indem sie nach Verlauf einer halben Minute mit ihrer Falsettstimme ausrief:

»Nun, Herr Robert?...«

»Was wollt Ihr?« versetzte der Angeredete.

»Was genießen Sie heut' Abend?«

»Wie gewöhnlich.«

»Sehr wohl.«

Die Wirthin verließ mit überraschender Behendigkeit ihren Platz hinter dem Buffet und stellte vor »Herrn Robert« ein kleines zinnernes Schenkenmaß, das mit einem spirituösen Getränk gefüllt war, dem sie den Namen Liqueur

gab, dessen wahren Charakter zu bestimmen aber einer chemischen Analyse ziemlich schwer geworden seyn würde.

»Echter alter Cognac,« sagte sie mit einem abermaligen Lächeln. »Kosten Sie ihn einmal, Herr Robert, und Sie werden es mir wieder sagen! Der gleitet wie Sammt durch die Kehle, so wahr ich zu den Zeiten der Einen und Untheilbaren die Freiheitsgöttin dargestellt und auf dem patriotischen Siegeswagen eine prächtige Figur gespielt habe! Es ist der beste Cognac, der von den renommirtesten Destillateurs in Paris und la Villette gebrannt wird.«

Herr Robert antwortete nicht auf diese Tirade.

Madame Brutus beschloß dieselbe mit einer zweiten Verbeugung und trippelte zurück zu dem schon beschriebenen Lehnstuhle, der ihr als Thron diente.

In dem Augenblick, als sie den Schenktisch erreichte, stand sie vor dem andern Gaste, welcher gleichzeitig mit Robert eingetreten war.

Das bisherige Lächeln verschwand auf der Stelle von den Lippen der Matrone und ein Blitz zuckte in ihren kleinen gläsernen Augen.

Ihre Nasenflügel blähten sich auf, sie stemmte beide Hände in die Seite und nahm eine zornige Haltung an.

»Also immer wieder, fauler Kunde?« brummte sie mit einer heiseren Gutturalstimme, welche mit ihrem vorhergehenden süßlichen Tone grell contrastirte.

»Ja wohl, Mutter Brutus, immer und immer wieder!« entgegnete der Neuangekommene mit kecker Stirn, indem er ohne weiters einen Arm um die massive Taille der Wirthin legte und sich durchaus nicht an die drohende Miene kehrte, die in ihrem Gesicht lag.

*

Dieser Gast war fünfundzwanzig oder höchstens sechsundzwanzig Jahre alt.

Man hätte ihn einen sehr hübschen jungen Mann nennen können, ohne die ultra-cynische Nachlässigkeit seines Anzugs und die frühzeitige verlebte Welkheit seiner Gesichtszüge.

Sein Gesicht wie seine Kleidung verriethen den Bummler der untersten Classe; er war gleichsam ein Mittelding zwischen einem verdorbenen Studenten und einem Banditen.

Seine Gesichtsfarbe war leichenhaft und mit bläulichen Flecken marmorirt.

In den hellblauen, großen und ausdrucksvollen Augen glänzte hinter den gerötheten und geschwollenen Lidern ein eigenthümliches wechselndes Feuer.

Der gewöhnliche Ausdruck seines Blickes mußte ernst und sinnend seyn; er zwang sich offenbar, heiter und vergnügt zu erscheinen.

Schlecht gepflegte unordentliche blonde Haare, die aber von außerordentlicher Feinheit waren, umgaben die breite, schon von den tiefen Falten frühzeitiger Laster und Ausschweifungen durchfurchte Stirn.

Ein voller und langer blonder Schnurbart zog sich um die Winkel des kleinen und schön geschnittenen Mundes herab, dessen ein wenig hervortretende Unterlippe aber einen stark entwickelten Hang zur Sinnlichkeit verrieth.

Der Anzug dieses Menschen war folgendermaßen zusammengesetzt:

Eine Art Fez oder griechische Mütze von scharlachrothem Wollenstoff mit einer dicken Quaste, ganz schmutzig von dem langen Gebrauche, saß so tief auf dem rechten Ohre, daß man jeden Augenblick glaubte, sie müsse herabfallen, und

verlieh dem jungen Manne ein keckes und rauflustiges Aussehen.

Um den ganz zerknitterten Hemdkragen von mindestens zweifelhafter Farbe war ein strickartig zusammen gedrehtes Halstuch von nicht zu unterscheidendem Stoffe geschlungen, dessen beide Enden nachläßig auf die Brust herabhingen.

Eine Weste trug er nicht, sondern unmittelbar über dem Hemd einen grünen Rock, welcher augenscheinlich aus einer Trödelbude stammte, in die er gewiß erst durch die dritte oder vierte Hand gelangt war.

Von den Knöpfen waren nur noch die leeren und wieder zusammen geflickten Hülsen vorhanden.

Der Kragen glänzte, als ob er mit Firniß überstrichen wäre.

Die Ellbogen waren zerrissen und aus den Löchern quoll die Watta hervor.

Das Beinkleid wollen wir nicht beschreiben, sondern es nur kurz erwähnen.

Der bloße Anblick dieser »Inexpressibles« würde mit gutem Grunde das Schamgefühl einer sentimentalen und nervösen Tochter Albions verletzt haben.

Die Stiefeln glichen dem Messer Jeannot's; sie hatten so oft andere Sohlen und andere Schäfte bekommen, daß sie fast aufgehört hatten zu existiren.

Es war unbegreiflich, wie diese allenthalben geplatzten Lederlappen, welche gar nicht mit einander zusammen zu hängen schienen, noch an den Füßen haften konnten.

Dies war ein Problem, dessen Lösung wir aus triftigen Gründen nicht versuchen wollen.

Doch sollte man es wohl glauben, daß alle diese Lumpen mit einer gewissen Eleganz getragen wurden, welche sie

minder widerlich erscheinen ließ, als sie es an und für sich waren?

Es lag in der That etwas Originelles in der sorglosen Gleichgiltigkeit, mit welcher dieser junge Mann seine Lumpen zur Schau trug.

Diese liederliche Hülle enthielt sicherlich eben so viele Laster als die Pandorabüchse Landplagen.

Aber diese Laster wurden mit der cavalieren Dreistigkeit zur Schau getragen, die uns in den Abenteuern eines »Guzman von Alfaracho« und eines »Lazarillo de Tormes« so lebhaft interessirt.

Der junge Mann, dessen Porträt wir eben skizzirt haben, konnte ein ganz gemeiner Lump seyn, gewiß aber war er kein Bösewicht und Niemand würde sich vor ihm gefürchtet haben, wenn er ihm in einem Walde begegnet wäre.

Dies war der Gast, den wir weiter oben dem heftigen Unwillen der Madame Brutus trotzen gesehen, indem er mit heroischem Muth ihre Taille umschlang.

Wird man es jedoch glauben, daß diese Galanterie keineswegs den Zorn der Megäre dämpfte, der sich in reichem Maße in der Scene äußern wird, die wir unseren Lesern vor Augen führen wollen, wenn anders sie geneigt sind, das folgende Capitel zu lesen?

IV.

Das Rondo.

»Sachte, sachte, Mama Brutus, seyn Sie doch nicht so unhöflich gegen Ihren guten Freund Narcisse!« flüsterte der junge Mann der Wirthin in einschmeichelndem Tone zu.

»Weg mit den Pfoten!« grollte letztere mit rauher Stimme: »ich schäkere nicht mit schlechten Zahlern wie Ihr!«

Diese Worte begleitete Madame Brutus mit zwei kräftigen Faustschlägen auf die sie umschlingenden Arme des jungen Mannes.

»Mutter Brutus,« versetzte dieser, »Hyrkania hat minder böse Tigerinnen genährt, als Sie sind.«

»Kann seyn, ich bin einmal so.«

»Hören Sie mich an, Mama Brutus . . .«

»Ich mag nichts hören!«

»Ich achte Sie hoch.«

»Meinetwegen.«

»Ich liebe Sie . . .«

»Was habe ich davon?«

»Madame Brutus, Sie werden vielleicht doch etwas davon haben.«

»Aber wann?«

»Sehr bald.«

»Das kennen wir schon . . . bald, ist so viel wie gar nichts gesagt . . .«

»Mama Brutus, glauben Sie mir . . .«

»Ja, ja, in der Woche der vier Donnerstage, nicht wahr?«

»Sie sind sehr rücksichtslos gegen mich.«

»Warum sollte ich auch Umstände machen?«

»Die Ursache Ihres Zornes ist lächerlich.«

»Ich möchte wissen!«

»Ich bin Ihnen Geld schuldig . . .«

»Allerdings.«

»Aber nicht viel.«

»Mehr als zu viel, siebzehn Franken.«

»Eine Lumperei.«

»So bezahlt sie doch!«

»Das will ich auch.«

»Nun gut, aber jetzt, sogleich . . .«

»Nur noch ein wenig Geduld.«

»Die ist mir eben ausgegangen, ich werde nun seit drei Monaten von einem Tage zum andern vertröstet.«

»Allerdings, aber wenn Sie vernommen haben werden, was ich Ihnen noch mitzutheilen habe . . .«

»Nun?«

»So werden Sie wieder sanft werden wie ein Lämmchen.«

»Das ist viel gesagt.«

»Nur einen Augenblick Geduld, Mama Brutus, Sie werden sogleich sehen, daß ich Recht habe. Sie halten mich für einen schlechten Schuldner, weil ich nicht bezahle, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»In diesem Punkte irren Sie sich eben.«

»Wie so?«

»Ich habe Hilfsquellen.«

»Welche?«

»Ich habe ein Drama geschrieben.«

»Was ist das für ein Ding?«

»Ein Theaterstück.«

»Wie sie im Ambigu und in den Funambules gegeben werden?«

»Ganz recht.«

»Das wäre!«

»Ein Director hat es schon angenommen.«

»Der des Odeon etwa?«

»Nein, Mamachen, es ist nur der des Bobino.« *)

»Nun?«

»Sie werden leicht begreifen, daß ich, sobald dieses Drama zur Aufführung kommt, Geld, viel Geld haben werde und daß ich dann unverzüglich meine Schuld bei Ihnen abtrage, ungerechnet die Freibillets, mit denen ich gegen Sie gewiß nicht geizen werde.«

»Nun gut, sobald ich die Couleur Ihrer Moneten kennen gelernt habe, Herr Narcisse, werden wir wieder gute Freunde.«

»Aber bis dahin? . . .«

»Eher wird nichts daraus.«

»O, Mama Brutus, nur noch einen ganz, ganz kleinen Credit . . .«

»Nichts da,« erwiederte die Wirthin.

»Nur noch ein klein wenig von Ihrem köstlichen Liqueur und Ihrem vortrefflichen Tabak.«

»Nicht so viel als ein Floh vertragen könnte.«

»Bedenken Sie nur, daß seit drei ewig langen Tagen

*) Ein kleines Pariser Winkeltheater.

Der Uebersetzer.

kein Feuer in meine Pfeife und kein Schluck über meine Lippen gekommen ist.«

»Dafür kann ich nicht.«

»Bedenken Sie, daß ich Ihr Etablissement in Aufnahme bringen will.«

»Sie?«

»Ja, ich. Wissen Sie, welchen Titel ich meinem Stücke gegeben habe?«

»Nein.«

»Den nemlichen, der in großen Lapidarbuchstaben über Ihrer Thür prangt . . .«

»Die Nachtvögel?«

»Ganz recht.«

»Nicht möglich!« rief Madame Brutus, »also werden wohl ein paar Nachteulen mit darin spielen . . . Das muß spaßhaft seyn . . . Aber wie sollen die armen Thiere ihre Rollen auswendig lernen?«

»Sie nehmen meine bildliche Ausdrucksweise zu wörtlich, Mutter Brutus. Verständigen wir uns, wenn es möglich ist. Meine Nachtvögel sind Menschen wie Sie und ich.«

»Aber gefiederte?«

»Nein doch!« rief der junge Mann ungeduldig.

»Wie soll ich es anders verstehen?«

»Hören Sie mich an . . . Doch halt, eben fällt mir etwas ein, eine famöse Idee . . . Das wird Ihnen die ganze Sache in drei Tempo's erklären.«

Narcisse nahm seine rothe Kappe ab und legte sie auf einen in der Mitte des Zimmers stehenden Stuhl.

Dann trat er hinter diesen Stuhl und declamirte mit

der kreischenden Fistelstimme der Quacksalber und Bänkelsänger:

»Meine hochzuverehrenden Herren und Damen, die Sie hier versammelt sind, mit Inbegriff der Herren Militärs und der Herren Kinder unter drei Monaten, ich werde die Ehre haben, Ihnen das grrroße Rondo aus dem grrroßen Drama »die Nachtvögel« vorzusingen, Text und Musik von einem jungen Künstler von seltenem Talent, den ich Ihnen jedoch aus natürlicher Bescheidenheit nicht weiter rühmen will, da es kein Anderer ist als meine Wenigkeit! ... Meine Herren und Damen, wer von Ihnen mit meinem Vortrage zufrieden seyn wird, werfe so viel oder so wenig als ihm beliebt, in meine Kopfbedeckung. Wer nicht zufrieden ist wirft nichts hinein. Auf diese Art sind auch die Unbemittelten berücksichtigt.«

Es trat eine tiefe Stille ein. Man hätte das Summen einer Fliege hören können.

»Ich muß vorausschicken,« hob Narcisse, diesmal aber mit seiner natürlichen Stimme, wieder an, »daß das Theater eine Kneipe vorstellt, ähnlich der, in welcher wir uns hier befinden, besetzt mit allerhand Pflastertretern und Tagedieben, welche Branntwein trinken und Tabak rauchen. Plötzlich tritt ein Mensch auf, welcher Bolivard heißt und eine schöne Stimme hat. Die Tagediebe und anderen mauvais sujets, welche in der Kneipe sind, drängen sich zu ihm und sagen:

»Bolivard, Du hast eine schöne Stimme ... willst Du uns nicht etwas vorsingen?«

»In den Theaterstücken wird das so gemacht.«

Bolivard antwortet darauf:

»Sehr gern, meine Freunde, mit Vergnügen.«

Er setzt jedoch hinzu:

»Den Refrain müßt Ihr aber allemal im Chore wiederholen.«

»Trage keine Sorge,« erwiedert die Versammlung.

Der Musikdirector gibt mit seinem Tactstocke das Zeichen zum Anfang und Bolivard beginnt, nachdem er sich geräuspert und ausgerufen hat:

»Achtung! der erste Vers!«

Wenn still der Sonne Glänzen
In Abendroth zerrinnt,
Und wenn die Nacht auf Erden
Ihr Regiment beginnt;
Wenn längst der gute Bürger
Die Hausthür zugemacht:
Dann erst ersteht zum Leben
Der wahre Sohn der Nacht!

Die Versammlung wiederholt die beiden letzten Strophen im Chor, mit obligater Begleitung von Triangeln, Pauken und Trompeten, und Bolivard sang weiter:

Es geht der kecke Räuber
Aus dem Versteck hervor;
Es sucht zum Hinterhalte
Der Dieb ein dunkles Thor;
Der Spieler folgt dem Glücke,
Das ihm so oft gelacht:
Das sind die rechten Leute,
Die wahren Vögel der Nacht!

Abermalige Wiederholung des Refrains. Orchestertusch. Die Zuschauer applaudiren, und Bolivar stimmt den dritten Vers an:

Wenn fest die Ehemänner
Der Schlaf umfangen hält,
Dann öffnet den Liebhabern
Sich erst der Liebe Welt;
Sie schleichen mit der Leiter
Zum Fenster still und sacht:
Das sind die rechten Leute,
Die wahren Vögel der Nacht!

»Nach diesem Verse spielen die Damen mit ihren Fächern, die anwesenden Eheherren kratzen sich mit bedenklicher Miene an der Stirn und die Liebhaber brüllen aus voller Kehle: »Bravo! bravo!«

Hocherfreut über die günstige Aufnahme seines Rondo's fährt der Sänger mit zunehmender Begeisterung fort:

Der Hehler zündet Feuer
In schwarzer Grotte an,
Damit im Eisentiegel
Das Gold zerschmelzen kann.
Bald bildet sich die Barre,
Des Hehlers Auge lacht:
Das sind die rechten Leute,
Die wahren Vögel der Nacht!

V.

Drei Sous für sieben Verse.

Narcisse hielt jetzt einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen.

»Das Lied ist wahrhaftig nicht ganz schlecht,« bemerkte Madame Brutus einigermaßen besänftigt.

»Es ist noch nicht zu Ende,« erwiederte Narcisse.

»Nun, dann machen Sie doch keine so lange Pause,« versetzte die Wirthin. »Sie sind ja meines Wissens nicht schwindsüchtig und können also wohl Ihre Jeremiade in einem Zuge vortragen.«

»Meine Jeremiade?« brummte Narcisse vor sich hin, »das nennt sie eine Jereminade!«

Diese Bezeichnung kränkte seinen Autorenstolz so tief, daß er am liebsten aufgehört hätte.

Aber ein flüchtiger Blick auf das Buffet, wo die Gegenstände seines Sehnens, die mit bernsteinfarbenen Flüssigkeiten gefüllten Flaschen und die zierlichen Tabakspäckchen ihn anlachten, gab seinen Gedanken sogleich wieder eine andere Richtung.

Die Lüsternheit des Trinkens und Rauchens gebot der empfindlichen Eitelkeit des Dichters Stillschweigen.

Narcisse stellte sich wieder in Positur, und nachdem er seine Stimme durch abermaliges Räuspern geklärt hatte, sang er weiter:

In dunklen Straßen schleichen
Gestalten halb verhüllt,
Und junge Mädchen flüstern
Von Leidenschaft erfüllt;
Ihr Kosen ist verderblich,
Vom Laster angefacht:
Weh' dem, der ihnen folget,
Den wahren Vögeln der Nacht!

»Ha, ha, ha!« fiel Madame Brutus laut lachend ein; »wenn die armen Puttchen Sie hörten, Herr Narcisse, würden sie Ihnen die Augen auskratzen!«

Der junge Mann entgegnete nichts auf diese kritisirende Bemerkung, welche unter den Gästen eine geräuschvolle Heiterkeit hervorrief.

Er begnügte sich im Stillen dagegen zu protestiren, und fuhr dann fort:

Es spottet Nacht und Grauen
Der Polizeisoldat;
Kaum ist es Nacht geworden,
So schleicht er durch die Stadt;
Die kluge Streifpatrouille
Marschiret leis' und sacht:
Das sind die rechten Leute,
Die wahren Vögel der Nacht!

»Wer spricht hier von der Polizei?« stammelte ein halb berauschter Gast mit sichtbarer Angst.

»Niemand,« antwortete eine Stimme.

»Wenn Polizei hier ist,« fuhr der Betrunkene fort, der sich von seiner Idee nicht losreißen konnte, »so laßt uns die Bude anzünden, und uns aus dem Staube machen!«

»Ruhe! Stille!« riefen alle Gäste und die Wirthin mit ihnen.

Der Betrunkene schwieg.

»Jetzt kommt der siebente und letzte Vers!« rief Narcisse, und er sang weiter:

Kurz, Alle, deren Flügel
Die Abendluft nur hebt;
Die Schaar, die tief verborgen
Im Schooß der Hauptstadt lebt;
Die sich, wenn Andre schlafen,
Das Leben heiter macht:
Das sind die rechten Leute,
Die wahren Vögel der Nacht!

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich unter den Anwesenden, als die letzten Töne dieses Verses der ziemlich heiseren Kehle des Sängers entquollen waren.

Dieses Gemurmel machte einen eben so günstigen Eindruck auf den jungen Mann, wie die stürmischen Bravos eines entzückten Publicums.

Er versetzte sich im Geiste an den Abend der ersten Aufführung seines Werkes.

Dieser süße Vorgenuß seines Triumphes ließ ihn jedoch die harte Wirklichkeit nicht aus den Augen verlieren

Er wendete sich zuerst nach der Wirthin um, und sagte zu ihr:

»Jetzt werden Sie mich wohl nicht mehr fragen, Madame Brutus, ob meine Nachtvögel Federn haben wie die Ihrigen, nicht wahr?«

»Nein, mein Herzchen,« antwortete die Wirthin mit einem Gesichte, von dem jede Spur von Sturmwolken

verschwunden war, um dem heitersten Himmel Platz zu machen.

Narcisse fühlte sein Herz in der Brust hüpfen. Das Lächeln der Madame Brutus eröffnete ihm die reizende Aussicht auf neuen Credit.

Es ist erwiesen, daß im Handel eine zur rechten Zeit geleistete Acontozahlung den Weg zu neuen Geschäften bahnt.

Narcisse wollte diese Acontozahlung leisten.

In Folge dessen nahm er seine rothe Mütze, die er auf den vor ihm befindlichen Stuhl gelegt hatte, gab ihr durch einen leichten Schlag mit der Hand die ungefähre Form eines Beutels, und machte hierauf, sich schmunzelnd den Schnurbart streichelnd, die Runde im Zimmer, indem er vor jedem Gaste die Worte wiederholte:

»Wenn die verehrten Anwesenden zufrieden sind, wollen Sie auch des Sängers nicht ganz vergessen.«

Diese Mahnung blieb nicht ohne Erfolg.

Das in der Schenke anwesende Publicum zeigte sich großmüthig und bereit, die Kunst zu unterstützen.

Narcisse nahm drei Sous ein.

Dies war in Berücksichtigung der finanziellen Umstände der Gäste ein glänzendes Resultat.

In Folge des unfreundlichen Empfanges, der ihm bei seiner Ankunft von Seite der Madame Brutus zu Theil geworden war, hätte Narcisse das Geld vielleicht einstecken und stolz das Haus verlassen sollen, um den Ertrag seiner Collecte anderwärts zu verzehren.

Viele würden dies an seiner Stelle wahrscheinlich gethan haben.

Aber ein solches Verfahren dünkte ihm eine seiner unwürdige kleinliche Rache.

Er näherte sich daher dem Buffet, hinter welchem ihn Madame Brutus mit einem freundlichen Lächeln erwartete, und zählte die fünfzehn Centimes vor der ehrenwerthen Matrone auf.

»Sie sind ein braver junger Mann, Herr Narcisse,« sagte sie zu ihm. »Was soll ich Ihnen geben?«

Man sieht, daß Narcisse seinen Prozeß vollständig gewonnen hatte, und er erwarb sich die Gunst der Wirthin noch mehr dadurch, daß er ihr im bescheidensten und demüthigsten Tone erwiederte:

»Was Sie wollen, Mutter Brutus; ich bin Ihnen viel Geld schuldig, und so lange ich Sie nicht bezahlen kann, begnüge ich mich mit Wenigem.«

Diese Bescheidenheit machte einen solchen Eindruck auf die Alte, daß ihr Herz von zärtlicher Rührung überströmte.

Sie füllte ein großes Maß mit ihrem besten Branntwein, ergriff ein großes Packet von ihrem edelsten Tabak, trug diese Gegenstände auf einen kleinen Tisch in der Nähe des Buffets und sagte im freundlichsten Tone zu ihrem Schuldner, der ihr Beginnen staunend mit ansah:

»Setzen Sie sich nieder, Herr Narcisse, rauchen Sie und trinken Sie, und wenn Sie etwa diesen Morgen nicht ordentlich gefrühstückt haben sollten, so habe ich dort im Schranke ein Restchen Sauerkraut mit Schinken, bei dessen Anblick ein Todter wieder auferstehen und alle zehn Finger darnach lecken würde. Das sollen Sie bekommen, wenn Sie Appetit haben, und einen Schoppen Argenteuil dazu, wie ihn der König nicht besser trinkt.«

»Mama Brutus,« entgegnete der junge Mann mit halb gerührter, halb komischer Miene, »Sie sind die Vorsehung im Unterrocke, zur Zierde der Welt vom Himmel herabgestiegen!«

»Sie nehmen also das Sauerkraut an?«

»Ja wohl, Mama Brutus.«

»Und auch den Argenteuil?«

»Allerdings. Ihr Anerbieten ist so schmeichelhaft, daß ich fürchten müßte, Sie durch eine abschlägige Antwort zu betrüben, die auch meinem Herzen schwer werden würde.«

Und im Stillen setzte Narcisse hinzu:

»Abgesehen davon, daß mir der Magen entsetzlich hohl, und es aus diäterischen Rücksichten nicht rathsam ist, eine solche Leere zu lange bestehen zu lassen.

Mama Brutus (denn wir bemerken hier nachträglich, daß sie allgemein so genannt wurde), welche aber so weichherzig geworden war, als sie sich vorher hart gezeigt hatte, zögerte keinen Augenblick, ihre substantiellen Versprechungen im ganzen Umfange zu erfüllen.

Eine mit blondem elsässischen Sauerkraut gefüllte große irdene Schüssel, aus der ein Stück gekochtes Schinkenfleisch, so roth wie die Lippen einer Jungfrau, hervorblickte, wurde dem hungernden Narcisse preisgegeben. Diese Schüssel war noch von einem mächtigen Stück Brot begleitet.

Der junge Mann aß mit einem unvergleichlichen Appetit, denn er hatte den ganzen Tag noch nichts weiter genossen, als zum Frühstück ein kleines Brötchen.

In Zeit von kaum fünf Minuten war die Schüssel geleert und das Stück Brot verschwunden bis auf einige winzige Krümchen, die ein halb verhungertes Huhn verschmäht haben würde.

*

Dazu hatte er mehre Gläser von dem bläulichen und sauren Argenteuil getrunken, den Mama Brutus als königlichen Nectar pries.

Nachdem er sich so gestärkt und in die nöthige Stimmung versetzt hatte, um sich dem Genusse des Branntweins und der Tabakspfeife mit Wonne hinzugeben, schlürfte er langsam einige Schlucke von dem in La Villette fabricirten echten Cognac, schloß die Augen und war bald wie Herr Robert und die andern Gäste in eine bläuliche Rauchwolke gehüllt.

Unsere Leser werden bald erfahren, wer dieser junge Mann war, und sie werden aus seinem Beispiele ersehen, in welchen Abgrund von Verderbtheit die Charakterlosigkeit, die beständigen Anreizungen unbeherrschter Leidenschaft und besonders der Umgang mit schlechten Freunden und Bekannten einen Menschen stürzen können, der von Haus aus eine nicht gewöhnliche Intelligenz und ein für alle edlen Gefühle empfängliches Gemüth besaß.

Allerdings wird unsere Stimme ungehört in der Wüste verhallen, aber es ist immer gut einem verirrten Wanderer zuzurufen:

»Gehe nicht dorthin . . . dieser Weg führt an den Rand bodenloser Abgründe, in welche Du unfehlbar stürzen würdest!«

VI.

Eine polizeiliche Haussuchung.

Während Narcisse in den gastronomischen Genüssen schwelgte, die er der unerwarteten Freigebigkeit der Mutter Brutus verdankte, entspann sich zwischen zwei Gästen der Diebshöhle das folgende Gespräch.

Der eine von ihnen war der, welcher den im ersten Capitel dieses Bandes mitgetheilten Zeitungsbericht vorgelesen hatte.

Der andere war ein junger Mensch von höchstens dreiundzwanzig Jahren mit tückischen Augen und einem Gesichte, das von durchtriebener Schlauheit zeigte.

Beide sprachen leise miteinander und blickten dabei häufig nach dem Winkel des Zimmers, in welchem der Mann saß, den die Wirthin »Herr Robert« genannt hatte.

Die Unterredung hatte damit begonnen, daß der junge Mann mit der schlauen Miene den Gauner in der Blouse geheimnißvoll in einen entfernten dunklen Winkel zog.

»Was willst Du von mir, Fuchs?« fragte Letzterer.

»Ich wollte Dir nur sagen, Tulpe, daß ich Einem, der hier ist, nicht traue.«

»Welchem denn?«

»Dem dort...«

Tulpe sah nach der Richtung, welche der Fuchs ihm durch einen Blick bezeichnete.

Dieser Blick war auf Robert gerichtet.

»Dem?« sagte er dann mit einem geringschätzenden Ausdrucke; »dem traust Du nicht?«

»Nein.«

»Aber warum denn?«

»Erstens habe ich, wie die Hühnerhunde, eine gute Witterung... und dann kommt mir die ganze Lebensweise dieses Patrons verdächtig vor. Ich zerbreche mir seit den vier Wochen, so lange er bis jetzt jeden Abend hierher kommt und seine starke Zeche regelmäßig baar bezahlt, den Kopf darüber, ohne daß ich zu einem Resultat komme. Ein Handwerker oder Tagelöhner kann er nicht seyn, denn er arbeitet nicht, und einer der Unsrigen kann er auch nicht seyn, da wir ihn nicht kennen. Ich frage Dich also, wer ist er, was treibt er und wovon lebt er?«

»Ich glaube Du thätest am besten, wenn Du diese Fragen an ihn selbst richtetest,« antwortete Tulpe.

»Du hast Recht, damit er über mich herfällt und mir die Rippen zerschlägt!« erwiederte der Fuchs mit einem sauren Gesicht.

»Memme!«

»Ich kann mir nicht helfen, meine Haut ist mir zu lieb, denn der Kerl ist wenigstens dreimal so stark als ich...«

»Deine Angst jammert mich, Fuchs; ich will Dich beruhigen.«

»Wie so?«

»Du darfst außer Sorge seyn, Herr Robert ist durchaus nicht verdächtig.«

»Kennst Du ihn?«

»Ja.«

»Warum sprichst Du dann nie mit ihm?«

»Weil er, wie Du eben sagtest, keiner der Unsrigen

ist. Ich weiß jedoch, wer er ist, was er treibt und wovon er lebt.«

»So?«

»Ja wohl, ganz genau.«

»Nun so sage es mir.«

»Mit Vergnügen. Robert ist von Profession ein Kunsttischler, er ist träge, liederlich und trunksüchtig, aber kein Dieb. Er arbeitet nicht gern, ist aber ehrlich und gehört zu denen, die das Herumstreichen lieben und fünfmal in der Woche blauen Montag machen. Vor ungefähr vier Wochen hat er ein kleines Capital geerbt und seitdem ist er damit beschäftigt, die Erbschaft durchzubringen. Er rührt keinen Hobel mehr an und seine Lebensweise ist regelmäßig wie ein Uhrwerk. Bis gegen Mittag bringt er in einer Kneipe zu, welche das »goldene Faß« heißt, dann treibt er sich bis zum Abend auf den Straßen herum und hier beschließt er den Tag... Wenn er seinen Schatz durchgebracht hat, wird ihm gewiß die Lust vergangen seyn, wieder zu arbeiten und ich wette vierundzwanzig Sous gegen ein hartes Ei, daß er dann zu uns kommt, um nach wie vor faullenzen zu können.«

»Von wem hast Du denn das Alles so genau erfahren?«

»Von einem Bekannten, der einige Tage mit Robert in der nemlichen Fabrik gearbeitet hat.«

»Du hast also auch Bekannte, die noch arbeiten?«

»Dummkopf! er arbeitete nur bei dem Fabrikanten, um Abdrücke von den Schlössern im Hause zu nehmen.«

»Nun, wenn es so ist, dann bin ich vollständig beruhigt,« erwiederte der Fuchs.

Damit endete das Gespräch.

Der Gast, welcher der Gegenstand desselben gewesen war, fuhr fort mit phlegmatischer Ruhe zu trinken und zu rauchen.

Mutter Brutus hatte das vor ihm stehende zinnerne Branntweinmaß schon viermal bis an den Rand gefüllt und zum vierten Male war es geleert.

Die unverwüstlichen Säufer der Schenke »zu den Nachtvögeln« sahen einander mit Erstaunen an und mußten sich gestehen, daß sie vor einem solchen Trinker, dessen ausgepichter Magen ein so ungeheures Quantum Alkohol vertragen konnte, die Segel streichen mußten.

Nach und nach zeigten sich indeß an Robert die Symptome des beginnenden Rausches.

Zuerst fiel ihm, wenn er getrunken hatte, der kleine Becher schon einige Zoll vom Tische aus der Hand, während er ihn vorher ordentlich hingestellt hatte.

Dann verschüttete er beim Einschenken einen beträchtlichen Theil des Branntweins.

Dann mußte er immer mehre Male ansetzen, ehe er den Becher zum Munde brachte.

Und endlich schloß er, völlig besiegt von dem gewaltigen Gegner, den er so lange mit Erfolg bekämpft hatte, die Augen, ließ den Kopf auf den Tisch sinken und verfiel in einen bleiernen Schlaf, den das laute Geräusch im Zimmer nicht zu unterbrechen vermochte.

So verging eine Stunde.

Plötzlich erwachte Robert, erhob den Kopf und griff nach dem Branntweinmaße, füllte den Becher, setzte ihn an den Mund und leerte ihn auf einen Zug.

Dies war sein letzter Trunk.

Wie durch eine Feder emporgeschnellt, sprang er vom

Tische auf und blieb einen Augenblick schwankend stehen, fiel aber sogleich wieder nieder, jedoch nicht auf die Bank zurück, sondern unter den Tisch, wo ein lautes Schnarchen alsbald verrieth, daß sein auf kurze Zeit unterbrochener Schlaf wieder begonnen hatte.

Es schlug Mitternacht.

Die lärmende Heiterkeit der Gäste der Madame Brutus hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Da ließen sich plötzlich draußen auf der Straße die abgemessenen Schritte einer Männertruppe vernehmen.

Zu gleicher Zeit rief eine sonore Stimme mit dem gebieterischen Ausdrucke des militärischen Commando's:

»Halt!«

Jedes Geräusch in dem Schenkzimmer verstummte wie durch Zauberei und man hörte nur noch die keuchenden Athemzüge der erschreckten Trinker.

Mehre von ihnen wurden leichenblaß und selbst von den Wangen der Mutter Brutus verschwand die dunkle Röthe.

Jedermann hatte sogleich errathen, daß die Polizei in der Diebshöhle einen Besuch abstatten wollte und da das Gewissen fast aller anwesenden Gäste nichts weniger als rein war, so harrte jeder mit Zittern der kommenden Dinge.

Sie sollten nicht lange in Ungewißheit bleiben.

Nach Verlauf einer halben Minute ging die Thür auf, man sah in der Hausflur Bajonnete blitzen und mehre Männer traten in das Zimmer, in das wir unsere Leser geführt haben.

Diese unverhofften Gäste waren ein Polizeicommissär mit seiner Dienstschärpe über der Brust, ein Lieutenant von der Linie mit einem Corporal und vier Gemeinen und ein halbes Dutzend Polizeidiener.

Der Zweck ihres Besuchs war weder eine persönliche Verhaftung, noch eine Haussuchung, was, nebenbei gesagt, die Witwe Brutus merklich zu beruhigen schien, sondern es war eine einfache Razzia, ohne bestimmtes Ziel, wie die Polizei sie zuweilen veranstaltet, um an verdächtigen Orten im Trüben zu fischen, weil sie überzeugt seyn darf, bei dieser Gelegenheit immer eine Anzahl Spitzbuben und Gauner zu fangen.

Die Gäste der Kneipe mußten vor dem Polizeicommissär und seinen Agenten einzeln defiliren.

Die Letzteren kannten sie fast alle.

Die Meisten waren mehr oder minder gefährliche Verbrecher und diejenigen, welche als solche erkannt und bezeichnet wurden, mußten in die Hausflur hinausgehen, wo das Truppenpiquet, welches die Polizeiagenten zur kräftigeren Unterstützung begleitete, sie in Empfang nahm.

Nur eine kleine Anzahl, worunter auch Narcisse, wurden unbehelligt gelassen, erhielten aber die bestimmte Weisung, das Branntweinhaus augenblicklich zu verlassen.

Aus Unachtsamkeit oder Gott weiß welcher anderen Ursache bemerkte Niemand die Anwesenheit Roberts, der, wie wir wissen, unter einem Tische lag und selbst durch das laute Geräusch dieser Scene nicht aus seinem Rausche erwachte.

Als Alles vorüber war, entfernte sich der Polizeicommissär mit seinen Leuten und seiner Militär-Escorte und

Madame Brutus, die sich freute, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu seyn, verschloß hinter ihnen die Thür ihres Locals.

VII.

Robert.

Madame Brutus blieb noch einen Augenblick lauschend an der Thür stehen, durch welche die ungebetenen Gäste mit ihrem Fange das Haus verlassen hatten.

Sie horchte auf das Geräusch der sich entfernenden Schritte, bis sie völlig verhallt waren.

Dann drehte sie sich mit einer fast jugendlichen Behendigkeit um, der man die massiven Formen ihres Elephantenkörpers nicht für fähig gehalten hätte, hüpfte zurück in das Schenkzimmer und warf ihre Mütze an die Decke, wobei sie aus voller Kehle ein aus allen möglichen Melodien zusammengesetztes Liederpotpourri zu singen begann, bis ihr der Athem verging und sie inne halten mußte.

»Mein Jesus, hab' ich eine Angst ausgestanden!... Wenn die Schufte auf den Einfall gekommen wären, den Keller zu durchsuchen!... Aber die Polizisten sind alle blind und sehen nicht weiter als die Nase reicht. Doch gleichviel, ich will es mir zur Warnung dienen lassen und in Zukunft besser auf der Hut seyn!«

Plötzlich fuhr Brutus erschrocken zusammen und horchte aufs neue.

Sie hatte ein Geräusch gehört, das sie sich nicht erklären konnte.

Dieses Geräusch schien in dem Zimmer selbst zu seyn, wo sie sich jetzt ganz allein zu befinden glaubte.

Nach wenigen Secunden hatte sie die Gewißheit erlangt, daß dieses Geräusch nichts anders war, als ein lautes und regelmäßiges Schnarchen.

Es mußte also noch Jemand im Zimmer seyn und dieser Jemand mußte schlafen, oder sich wenigstens so stellen.

Mutter Brutus suchte überall umher und entdeckte bald unter einem Tische die Umrisse eines menschlichen Körpers.

Sie nahm eine der beiden Lampen von der Wand, beleuchtete damit das Gesicht des Schlafenden und erkannte Robert in ihm.

»Ach, der arme Mensch!« sprach sie mit einem mitleidigen Ausdrucke vor sich hin; »ich darf mich wahrlich nicht wundern, daß ich ihn in diesem Zustande sehe, wenn ich bedenke, was er getrunken hat.... wer es nicht mit angesehen hätte, würde es nicht glauben! Ehre dem unglücklichen Muthe! Ich kann ihn unmöglich um diese Zeit und in seinem halb todten Zustande auf die Straße werfen, wo er erfrieren und von der Patrouille aufgehoben werden würde; ich will ihn hier in dem Winkel seinen Rausch ruhig ausschlafen lassen, und er wird es mir Dank wissen, der arme Junge, der so fein und nobel aussieht und immer seine Zeche bezahlt... Aber ich will wenigstens meine Vorsichtsmaßregeln treffen!«

Mit diesen Worten schickte sie sich unverweilt an, ihre Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wie sie sagte.

Sie verschloß sämmtliche Liqueur- und Weinflaschen, welche ihr Buffet zierten, in einen großen Schrank, ließ das Geld, das sie im Laufe des Tages eingenommen hatte, in eine der mächtigen Taschen gleiten, welche an der vorderen

Seite ihres Kleides angebracht waren, löschte die Lampen aus bis auf eine, deren sie sich noch zum Leuchten bedienen wollte, warf dann noch einen wohlwollenden und theilnehmenden Blick auf den am Boden Schlafenden, öffnete eine Thür, durch welche man auf eine steile Treppe gelangte, die mehr einer Leiter glich und in die im ersten Stock gelegenen Privatgemächer der Madame Brutus führte, verschloß diese Thür sorgfältig wieder und begab sich in ihr einsames Schlafzimmer, wohin wir sie nicht begleiten wollen.

Einige Minuten lang knarrten noch die Deckenbalken des Schenkzimmers unter ihren gewichtigen Schritten, dann hörte man ein dumpfes Geräusch, nach welchem die tiefste Stille eintrat.

Madame Brutus hatte sich ins Bett gelegt und bald umfingen sie süße Träume, welche durch die zärtliche Rückerinnerung an die schöne Zeit ihrer Jugendliebschaften und an ihre zahlreichen Ausflüge nach den »Grotten von Amathunt« und den »wollustathmenden Boskets von Paphos« ihren Schlummer erheiterten.

Inzwischen herrschte dichte Finsterniß in den unteren Räumen der Branntweinschenke, welche gewöhnlich einem eben so zahlreichen als zweideutigen Publicum geöffnet waren.

Auch hier war es so still wie oben im Schlafzimmer der Wirthin.

In dem Augenblicke, als diese die Thür der Treppe verschlossen, hatte das Schnarchen des Schläfers aufgehört.

Unmittelbar darauf ließ sich ein leises Geräusch ver-

nehmen, als ob Jemand auf Händen und Knieen durch das Zimmer kröche.

Das Geräusch verstummte wieder und alsbald erhellte ein matter bläulicher, fast geisterhafter Lichtschein die Dunkelheit.

Darauf folgte ein helleres Licht, welches gestattete, Robert zu erkennen, der mit einem brennenden Zündhölzchen in der Hand an einem Tische stand.

Mit diesem Hölzchen zündete er den Docht einer kleinen Blendlaterne an, die er in der andern Hand hielt.

Als dies geschehen war, stellte er die Laterne auf den Tisch, setzte sich auf eine Bank und schien in Nachdenken zu versinken.

Sein Rausch sowohl als sein Schlaf waren offenbar nichts als Verstellung gewesen, denn es war in seinem intelligenten Blicke und in dem gedankenvollen Ausdrucke seiner Gesichtszüge keine Spur mehr davon zu erkennen.

Er sah jedoch noch bleicher aus als gewöhnlich.

Der Mann schien einen der wichtigsten Momente seines Lebens vor sich zu haben.

Bald hatte er seinen Entschluß gefaßt.

Er stand wieder auf, nahm ein Paar außerordentlich kleine und schön gearbeitete Pistolen aus der Tasche und untersuchte sorgfältig die Schlösser und Hähne derselben.

Neben diese Waffen legte er ein ziemlich großes Schlüsselbund und einige jener Haken, welche von den Dieben »Dietriche« genannt werden.

Diese untersuchte er eben so aufmerksam wie die Pistolen.

Dann ging er an den Schenktisch, den er mit ungewöhnlicher Körperkraft ohne Mühe emporhob und an das andere Ende des Zimmers trug.

Als dies geschehen war, nahm er seine Blendlaterne, kniete nieder und schien an der Stelle, welche gewöhnlich durch den Schenktisch bedeckt wurde, die Dielen sorgfältig zu untersuchen.

Bald entdeckte er eine kaum bemerkbare Spalte, in die er eine Art Meisel drückte, dessen er sich dann als eines Hebels bediente.

Bei der ersten Anstrengung schon hob sich ein Stück von der Diele, etwa zwei Quadratfuß groß, empor und es wurde eine tiefe Oeffnung sichtbar.

Durch diese Art Fallthür führte eine Leiter in die Tiefe hinunter.

Robert stand wieder auf, legte seine Blouse ab, steckte die beiden Pistolen in die linke Brusttasche seiner Jacke und hing an einen Knopf derselben die kleine Blendlaterne.

Nachdem er hierauf auch das Schlüsselbund und die Dietriche an sich genommen hatte, kehrte er zu der Fallthür zurück, trat auf die erste Sprosse der Leiter und verschwand bald in der tiefen und dunklen Oeffnung.

Während dem schlief Madame Brutus sanft und ruhig, ohne im entferntesten die sonderbaren Vorgänge zu ahnen, welche unter ihr in ihrer eigenen Wohnung stattfanden.

Immer anakreontischere Träume umschwebten ihr Lager und berührten mit den Spitzen ihrer luftigen, mit Myrthen und Rosen bekränzten Schwingen die Soldatenmütze, welche sie selbst im Bett auf dem Kopfe behielt. *)

*) Unsere Leser mögen dies nicht für unwahrscheinlich halten. Wir haben einen tapferen Offizier vom 19. Linienregiment gekannt, der Frau und Kinder hatte, und der nie seinen

Die sentimentale Witwe träumte, daß sie erst sechzehn Jahr alt sey, und daß die schönsten Grenadiere der Armee der Republik sich um ihre Hand bewarben.

In Folge ihrer angebornen Menschenliebe und Herzensgüte, welche ihr geboten, für die Schmerzen der Liebe eine mitleidige Theilnahme zu fühlen und kein Herz zu kränken, weigerte sie sich eine Wahl zu treffen und nahm sämmtliche Freier ohne Unterschied als Gatten an.

Glückliche Stratonice! (Dies war nemlich der vertrauliche Beiname der Mutter Brutus.) Sie feierte ihre Collectivhochzeit und beschäftigte sich damit, das Freierbataillon zu mustern, von dem jeder Soldat sich bemühte, die bezaubernden Blicke seiner jungen Gattin auf sich zu ziehen..

Glückliche Stratonice . . .!

Gott, was für schöne Leute waren darunter . . .!

Der Kleinste maß fünf Fuß acht Zoll und der Größte über sechs Fuß.

Und alle hatten kolossale Schnurbärte, breite Schultern und ein echt martialisches Aussehen.

Stratonice, die Sultanin eines Serails neuer Art, wußte nicht welchem Mitgliede dieses männlichen Harems sie das Schnupftuch zuwerfen, mit welchem Gatten sie beginnen sollte!

Aber selbst diese Verlegenheit hatte einen gewissen Reiz, und Stratonice fand ein eigenes Vergnügen daran, sie zu verlängern.

Endlich entschied sie sich für einen herkulischen Grenadier von sechs Fuß ein Zoll mit sonnenverbranntem Gesicht,

Czako abgelegt, weder bei Tisch, noch im Bett, noch selbst wenn er krank war.

reichte ihm die Hand und führte ihn hoch erröthend ins Brautgemach.

. . . .

So träumte Madame Brutus, während Robert in der Oeffnung des Souterrains verschwand, die er unter dem Schenktisch der gefühlvollen Witwe entdeckt hatte.

VIII.

Raphael und Carillon.

Nachdem Robert etwa zwanzig Sprossen hinabgestiegen war, betrat er den schmutzigen und feuchten Boden eines Kellers, in welchem leere Fässer und zerbrochene Flaschen zerstreut umherlagen.

Jetzt nahm er seine Blendlaterne von dem Knopfe, an den er sie gehängt hatte, und bediente sich derselben, um die Wände dieses Kellers aufmerksam zu untersuchen.

In der zur Linken war eine schmale und niedrige, aber massive Thür angebracht, welche fest verschlossen war.

Diese Thür mußte geöffnet werden.

Robert ging unverzüglich ans Werk, und mit Hilfe der Dietriche gelang es ihm sehr bald, das Schloß ohne das mindeste Geräusch zu öffnen.

Hierauf hing er die Laterne wieder an einen Knopf seiner Jacke, nahm in jede Hand ein Pistol und stieß die Thür auf.

Er trat in einen acht bis zehn Fuß langen Gang, an dessen anderem Ende sich eine zweite Thür befand, welche nur mit einem Drucker verschlossen war.

In dem Augenblicke, als er das Ende des Ganges erreichte, fragte eine schnarrende und etwas schläfrige Stimme hinter der Thür:

»Wer ist da? . . . sind Sie es, Mutter Brutus?«

Ohne auf diese Frage zu antworten, öffnete Robert die Thür und trat ein.

Im Hintergrunde eines ziemlich großen Raumes mit gewölbter Decke lag ein Mann von langer Statur in einem Bette.

Vor dem Bett stand ein kleiner Tisch, auf dem man die Ueberbleibsel einer reichlichen Mahlzeit, sowie einen Dolch und ein Paar Pistolen erblickte.

Als der im Bett Liegende einen Mann vor sich sah, stand er mit einem Sprunge, in jeder Hand ein Pistol, auf den Füßen.

Robert wollte sprechen.

Der Unbekannte aber ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern rief aus:

»Himmel und Hölle, ich bin entdeckt! . . . Aber Du sollst mich nicht bekommen!«

Zu gleicher Zeit drückte er beide Pistolen auf Robert ab.

Die Hähne fielen nieder und eine Funkengarbe sprühte von den Pfannen zur Seite; aber es erfolgte kein Knall.

Durch die feuchte Luft des unterirdischen Raumes war das Pulver naß und unwirksam geworden.

Der Unbekannte warf die unbrauchbaren Waffen zu Boden, ergriff den auf dem Tische liegenden Dolch und drang mit einem fürchterlichen Fluche auf Robert ein.

Dieser aber hielt ihn im Schach, indem er ihm die vier verderbendrohenden Mündungen seiner Pistolen entgegenstreckte und sagte im ruhigsten Tone zu ihm:

»Gemach, mein Werther! wenn Ihr noch einen einzigen Schritt näher kommt, schieße ich Euch nieder wie einen tollen Hund!«

Der Unbekannte wich zurück.

»Legt das Spielwerk weg, da es Euch doch nichts nutzen kann,« fuhr Robert fort, indem er auf den erhobenen Dolch seines Gegners zeigte.

Der Unbekannte gehorchte mechanisch.

»Ich sehe mit Vergnügen,« sprach Robert nun weiter, »daß wir uns sogleich viel besser verständigen werden, als ich anfangs gehofft hatte. Wenn es Euch gefällig ist, wollen wir uns auf euer Bett setzen und einige Worte mit einander sprechen.«

Der Unbekannte fiel mehr auf sein Lager nieder, als er sich darauf setzte.

»Wer seyd Ihr?« fragte er stammelnd.

»Wer ich bin?« wiederholte Robert; »das hängt von Euch ab.«

»Von mir?«

»Ja. Ich bin ein Freund oder ein Feind, wie Ihr wollt.«

»Erkläret Euch deutlicher.«

»Sehr gern.«

»Was habt Ihr zuvörderst hier zu suchen und was wollt Ihr von mir?«

»Das ist sehr einfach. Ich suche eben Euch hier und will Euch beim Kragen fassen, indem ich die sehr deutliche kleine Formel zu Euch sage: Ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes!«

Der Unbekannte sprang erschrocken empor und griff unwillkürlich wieder nach dem Dolche.

*

Robert hielt ihm lächelnd die Mündungen seiner beiden Doppelpistolen vor die Brust.

Die Hand des Unbekannten ließ den Dolch sogleich wieder los.

»Ihr verhaftet mich?« stotterte er; »warum denn?«

»Ich verhafte Euch, weil ich mit der speciellen Mission beauftragt bin, einen gewissen Jean Paul, mit dem Beinamen Carillon, überall wo ich seiner habhaft werden kann, festzunehmen, und weil ich die triftigsten Gründe zu der Vermuthung habe, daß Ihr eben dieser Jean Paul oder Carillon, wie Ihr wollt, seyd.«

»Ihr irrt Euch stark,« stammelte der Bandit mit der ängstlichsten Verlegenheit; »ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet.«

»O, mein Verehrter,« entgegnete Robert auf sonderbare Weise lachend, »das möget Ihr jedem Andern sagen können, nur mir nicht, der einer eurer ältesten und besten Bekannten ist . . .«

»Ihr?« rief Carillon, den der zuversichtliche Ton seines Gegners überzeugte, daß es ihm unmöglich seyn würde, seine Identität noch länger zu verläugnen.

»Ja, ich selbst,« antwortete Robert.

»Aber noch einmal, wer seyd Ihr denn?«

Robert erhob seine kleine Laterne, hielt sie vor sein Gesicht, so daß es hell erleuchtet wurde, und sagte:

»Seht mich genau an.«

Carillon heftete seinen forschenden Blick auf ihn.

»Nun,« fragte Robert nach Verlauf einiger Secunden.

»Ich entsinne mich nicht, Euch je gesehen zu haben.«

»Ihr erkennt mich wirklich nicht?«

»Nein.«

»Es hat sich allerdings seit zehn Jahren Alles verändert, der Körper und die Seele!« murmelte Robert mit einem wehmüthigen Ausdrucke vor sich hin, dann fuhr er laut fort:

»Ihr habt ein schlechtes Gedächtniß, Jean Paul, wenn Ihr Euch der Wälder von Ville-d'Avray nicht mehr erinnert. Carillon, habt Ihr wirklich die Nacht von Marly-la-Machine und das Haus Nr. 17 in der Rue de l'Homme-Armé vergessen? . . .«

Carillon fuhr abermals zusammen.

Ein Blitzstrahl zuckte durch seinen Geist und erleuchtete das dunkle Chaos seiner Erinnerungen.

»Raphael!« rief er endlich aus.

»Ja, Raphael, oder wenigstens der, welcher vor Zeiten so genannt wurde,« erwiederte der Held dieser langen Geschichte mit gebrochener Stimme, denn er war es in der That.

»Und Du kommst hierher, um mich festzunehmen?« fragte Carillon.

»So ist's.«

»Aber mit welchem Recht? . . . Du bist doch meines Wissens weder Polizeicommissär noch Gensdarm?«

»Ich bin Nr. 14 von der Sicherheitsbrigade.«

»Also jetzt bei der Polizeimannschaft?« versetzte Carillon mit einem nicht zu beschreibenden Ausdrucke. »Dann gratulire ich, mein Theurer! . . . Dies ist ein ziemlich lucrativer Posten und ich sehe, daß Du es in der Welt zu etwas gebracht hast.«

»Weißt Du wohl, Carillon,« sagte Raphael in ernstem Tone, »daß ich Dich bereits seit zehn Jahren suche?«

»Nein, das wußte ich nicht, und ich gestehe Dir offen,

daß ich mich nicht darnach sehnte, wieder mit Dir zusammenzutreffen.«

»Ich habe Dir vorhin gesagt, daß es von Dir abhinge, ob ich dein Freund oder dein Feind seyn werde . . . Ich will Dir jetzt den Sinn dieser Worte erklären.«

»Das wird mir sehr angenehm seyn.«

»Du bist jetzt mein Gefangener, jeder Widerstand würde unnütz seyn, und selbst angenommen, daß Du einen Ringkampf mit mir unternähmest und mich überwältigtest, so würde Dir auch dies nichts helfen, denn es sind noch sechs Polizeiagenten oben in der Straße, und wenn diese mich bis zum Morgen nicht aus dem Hause kommen sähen, würden sie es vom Keller bis zum Dache durchsuchen und Dich endlich gewiß finden.«

»Eine erfreuliche Aussicht!« entgegnete Carillon mit einem höhnischen Gelächter.

»Du kannst jedoch deine Freiheit erlangen, wenn Du willst,« fuhr Raphael fort.

»Meine Freiheit?« rief Carillon ganz erstaunt.

»Ja, und ich selbst werde Dir nach Kräften behilflich seyn, meine Collegen, die Spürhunde der Polizei, irre zu führen.«

»Es versteht sich von selbst, daß mir dies recht ist.«

»Du wirst indessen leicht einsehen, daß deine Freiheit und meine Dienste an eine Bedingung geknüpft sind.«

»Das wundert mich nicht. Die wahre uneigennützige Gefälligkeit ist eine zu seltene Erscheinung in der Welt. Niemand thut so leicht etwas umsonst. Laß deine Bedingung hören.«

»Du sollst sie sogleich erfahren. Hier unten aber ist kein angenehmer Aufenthalt . . . wir wollen daher hinaufsteigen, oben können wir bequemer darüber sprechen.«

Carillon stand auf und ging nach der Thür.

Nach dem ersten Schritte aber blieb er wieder stehen und sagte indem er seinen Gegner scharf ansah:

»Raphael . . .«

»Was ist's?« fragte dieser.

»Du lockst mich doch nicht in eine Schlinge? wir finden doch nicht etwa Leute oben, die über mich herfallen und mich binden?«

»Du bist von Sinnen, armer Carillon,« erwiederte Raphael mit einem mitleidigen Lächeln. »Wozu eine Schlinge? bist Du nicht in diesem Keller gefangen wie ein Fuchs in seinem Baue? hätte ich nicht anstatt ganz allein hier herunter zu kommen, Bajonnete und Handschellen mitbringen können? . . . Uebrigens habe ich durchaus kein Interesse daran, daß Du ins Zuchthaus kommst; im Gegentheil, es ist mir viel lieber, wenn Du deine Freiheit behältst.«

Raphael hatte dies mit einem solchen Ausdrucke von Aufrichtigkeit gesagt, daß Carillon ihm glauben mußte.

»Gut,« erwiederte er, »ich komme mit.«

»Geh voraus,« sagte Raphael.

»Traueſt Du mir etwa nicht?«

»Nein, allerdings nicht.«

»Das ist nicht schön von Dir.«

»Kann seyn; aber ich frage Dich, mein Lieber: wo wäre ich jetzt, wenn deine Pistolen vorhin nicht versagt hätten?«

»Dann wärst Du allerdings beim Teufel. Doch ich kann wenigstens zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich nicht wußte, daß Du es warst. Nun, gleichviel, ich habe Vertrauen zu Dir und will vorausgehen.«

Carillon stieg in der That zuerst die Leiter hinauf,

welche ins Erdgeschoß führte; Raphael folgte ihm und bald befanden sich die beiden Männer im Schenkzimmer der Witwe Brutus.

Raphael setzte sich auf eine Bank und Carillon nahm ihm gegenüber Platz.

So waren sie nur durch die Breite des Tisches von einander getrennt, auf den Raphael seine kleine Blendlaterne gestellt hatte.

Während dem fuhr der schelmische Cupido, der reizende Erbe Cytharissens, fort, seinen Liebesmohn auf die Kissen der schlummernden Madame Brutus zn streuen.

Die sentimentale Witwe träumte noch immer von ihren militärischen Freiern, und sie war eben bei dem siebenten angelangt.

Der glückliche Gatte hieß Herkules.

IX.

Der Polizeiagent und der Dieb.

»Nun sprich,« sagte Carillon. »Da wir eine Angelegenheit verhandeln wollen, deren Preis meine Freiheit seyn soll, so kannst Du wohl denken, mein Theurer, daß ich große Eile habe, die Sache erledigt zu sehen.«

Raphael antwortete nicht sogleich, seine Gedanken schienen abwesend zu seyn.

Wer sein bleiches Gesicht und den sonderbaren Blick seiner weit geöffneten Augen gesehen hätte, würde geglaubt haben, daß gespenstige Schatten an ihm vorüberzogen, die nur für ihn allein sichtbar waren.

»Sprich!« sagte Carillon noch einmal.

Jetzt schien Raphael endlich aus seinem träumerischen Nachsinnen zu erwachen.

»Höre mich an, Jean Paul,« begann er in feierlichem Tone.

»Das thue ich schon seit einer Viertelstunde,« entgegnete der Dieb.

»Erinnere Dich der Vergangenheit,« fuhr Raphael fort, »wir haben das Leben zusammen begonnen und zwar schlecht begonnen . . . das mußte ein schlechtes Ende nehmen, und es hat ein schlechtes Ende genommen.«

»Der Meinung bin ich nicht,« unterbrach ihn Carillon; »ich beklage mich keineswegs über das Schicksal.«

»Du fühlst Dich also glücklich?« fragte Raphael mit Erstaunen.

»Ja.«

»Du möchtest nichts ungeschehen machen?«

»Nein.«

»Du empfindest keine Reue?«

»Ich kenne sie nur dem Namen nach.«

»Wenn also Gott die schmachvollen Seiten deines Lebensbuches wieder weiß werden ließe und Dir gestattete, sie noch einmal zu beschreiben, so würdest Du nichts daran ändern?«

»Nicht ein einziges Capitel, nicht eine Zeile!«

»Sprichst Du wirklich so wie Du denkst?«

»Ganz so. Ich wurde als Dieb geboren, ich bin ein Dieb, und ich will ein Dieb bleiben. Die gewaltsamen Einbrüche sind meine Lust . . . ich gebe mich sorglos dem Strome meiner Lage hin und singe wie Jener:

»Ach, wie schön ist doch das Leben!«

Raphael schwieg einen Augenblick unschlüssig.

Endlich sagte er:

»Nun, mir kann es am Ende gleichgiltig seyn . . . ich habe Dich nicht deshalb so lange gesucht, um Dir Moral zu predigen.«

»Das ist mir lieb,« erwiederte Carillon; »aufrichtig gesagt, um so lieber, als es wirklich komisch klingen würde, wenn ein Polizist einem Diebe Moral predigen wollte.«

Ohne weiter diese Unterbrechung zu beachten, fuhr Raphael fort:

»Ich will Dir unsere ersten Jugendsünden, welche schon Verbrechen waren, nicht ins Gedächtniß zurückrufen.«

»Das ist auch ganz unnöthig,« versetzte Carillon, »denn ich entsinne mich ihrer noch so gut wie Du.«

»Wir leiteten die Zukunft würdig ein, und die Zukunft hat gehalten, was sie versprach.«

Raphael ließ den Kopf in beide Hände sinken und schwieg einen Augenblick.

Carillon trommelte während dieser Pause mit den Fingern auf dem Tisch.

Unsere Leser werden sich vielleicht wundern, wie dieser Gauner in der bedenklichen Lage, in der er sich befand, eine so unerhörte Frechheit und Kaltblütigkeit bewahren konnte.

Dies kam daher, weil Carillon seine Lage für keineswegs gefährlich hielt.

Er war von Raphaels Offenheit überzeugt und im voraus entschlossen, die Bestimmungen der Uebereinkunft, welche Letzterer ihm stellen würde, anzunehmen, zugleich

aber auch sein Versprechen nicht zu halten, im Fall die Bedingungen seinem Interesse zuwider seyn sollten.«

»Weißt Du, Carillon, daß Du mir immer Unglück gebracht hast?« hub Raphael wieder an.

»So? . . . Nun, das habe ich wenigstens nicht gewollt.«

»Es ist demungeachtet gewiß, daß so oft wir einander begegneten, mich ein Unglück traf, und daß deine guten Absichten sich ohne deinen Willen gegen mich wendeten.«

»In wiefern denn?« fragte Carillon neugierig.

»Als der Zufall uns eines Abends in der Nähe des Theaters de l'Ambigu zusammenführte und Du mich, nachdem Du mir durch einen Faustschlag fast das Lebenslicht ausgeblasen hattest, endlich erkanntest, mich mit in deine Wohnung nahmst und mir das nöthige Geld anbotest, damit ich mir die mangelnden Kleidungsstücke kaufen konnte, glaubtest Du nur in meinem Interesse zu handeln, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Hättest Du mir jedoch dieses Geld nicht geliehen, so würde ich nicht gespielt, ich würde nicht gewonnen, würde mir nicht eine üppige und luxuriöse Lebensweise angewöhnt und endlich meinen bösen Dämon nicht kennen gelernt haben, — jenen Auswurf der Hölle, dem ich meine Seele verkauft und der mich ins Verderben gestürzt hat . . . den Baron Maubert!«

Es war als ob der Name Maubert, indem er denselben aussprach, ihm die Lippen verbrannt hätte.

Carillon antwortete nichts darauf, sondern begnügte sich mit einer zustimmenden Kopfbewegung.

»Zwei Jahre darauf,« sprach Raphael weiter, »lag ich auf dem Sterbebette . . . noch einige Stunden, und mein Todeskampf sollte sein Ende erreichen und ich, anstatt der quälenden Reue über meinen verfehlten Lebenszweck und mein gebrochenes Herz, die Ruhe des Grabes finden. Da traf ich abermals mit Dir zusammen, Du erhieltest mir das Leben, das mir zur Last war, und ich verfluchte dein Rettungswerk!«

Raphael schwieg wieder.

Carillon hörte ihn mit finsterer Miene an.

Der beredte Schmerz, der Schrei der Verzweiflung der sich Raphaels beklommener Brust entwand, machte selbst auf den gefühllosen Bösewicht einen gewissen Eindruck.

»Ich nahm das Leben noch einmal an,« fuhr Raphael fort, »weil ich, wie Du weißt, einen Racheplan ausführen wollte, dessen Ursache und Entstehung Dir bekannt sind. Du weißt auch, daß meine Hoffnung in diesem Punkte getäuscht worden ist . . . Du weißt, daß diese Rache bittere Früchte getragen hat. Dies Alles weißt Du, der sich mit dem Baron Maubert gegen mich verschworen hatte und diesen nicht hinderte, mir mit dem Stiefelabsatze das Herz in der Brust zu zertreten . . . Du, mein ehemaliger Freund, der es geschehen ließ, daß er mein Weib mordete, wie er meine Geliebte getödtet hatte!«

Raphael mußte wieder inne halten.

Ein wehmüthiges Schluchzen hob seine Brust und große Thränen rollten über seine bleichen Wangen herab in den schon grau werdenden Bart.

»Magst Du es glauben oder nicht,« rief Carillon,

»aber ich schwöre Dir bei allem was heilig ist, ich wußte nicht, daß Maubert es auf dein armes Weibchen abgesehen hatte. Hätte ich es gewußt, so gebe ich Dir mein Wort, daß ich Dich gewarnt haben würde, wenn ich auch nichts als ein Spitzbube bin.«

»Ich glaube das,« erwiederte Raphael, »und ich habe es immer geglaubt, sonst würde ich Dir vor einer Stunde sicherlich die vier Kugeln meiner Pistolen in den Kopf gejagt haben.«

»Daran hättest Du Recht gethan,« versetzte Carillon.

»Ich kenne nur einen glücklichen Tag in meinem schon ziemlich langen Leben,« sprach Raphael weiter. »Es war der Tag, an welchem ich meinen Vater wieder fand, den ich liebte und von dem ich mich geliebt glaubte . . . der Tag, an welchem ich seit einer Stunde der Gatte eines Engels, der Gatte Emiliens war. Den Tag darauf . . .«

Raphael wurde abermals durch Schluchzen unterbrochen, und erst nach einer Weile fuhr er mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme fort:

»Den Tag darauf entfloh mein Vater mit dem Vermögen, das meine arme Mutter mir hinterlassen hatte, und ich kniete auf einem Grabe . . . auf dem Grabe meiner jungen Frau . . . die am vorigen Tage vergiftet worden war . . .«

Carillon trocknete eine Thräne.

Raphael schwieg wieder und es entstand eine lange Pause. Endlich hob Letzterer wieder an:

»Du siehst ein, Carillon, daß mich nur ein wichtiger Grund abhalten konnte, mir nach solchen Schicksalsschlä-

gen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder mich in die Seine zu stürzen, wie ich es schon einmal gethan hatte.«

»Gewiß.«

»Eben so wirst Du leicht begreifen, daß ich mich nicht ohne Grund der Polizei in die Arme geworfen habe, um an allen vier Ecken von Paris auf Bösewichter Jagd zu machen, wie auf wilde Thiere.«

»Das liegt auf der Hand.«

»Endlich wirst Du auch einsehen, daß ich Dich nicht deshalb seit zehn Jahren suche, damit ein Dieb weniger die freie Luft genieße und einer mehr hinter den Riegeln von Poissy oder La Force sitze.«

»Das ist klar.«

»Was liegt mir am Ende daran, ob einige Verbrechen mehr oder weniger begangen werden? . . . was kümmert es mich, daß Du dem zehnfachen Millionär, den man den Marquis von Laumesnil nennt, ein paar Banknoten gestohlen hast?«

»Wie!« rief Carillon mit dem höchsten Erstaunen, »Du weißt das schon?«

»Ich weiß Alles,« erwiederte der Polizeiagent; »seit Du wieder in Paris bist, habe ich Dich noch keinen Tag, keine Stunde, keine Minute aus den Augen gelassen.«

»Aber warum hast Du mich denn nicht festnehmen lassen?«

»Wie oft soll ich es Dir noch wiederholen,« antwortete Raphael mit einer Regung von Ungeduld, »daß mir darum zu thun ist, Dir die Freiheit zu erhalten?«

»Du hast Recht, ich dachte nicht daran,« versetzte Carillon. »Aber willst Du mir nicht sagen, in wiefern meine Freiheit Dir nützlich werden kann?«

»Das sollst Du jetzt erfahren,« entgegnete Raphael.

Carillon stützte den Ellbogen auf den Tisch und nahm die Haltung eines Menschen an, der sich anschickt, mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören.

X.

Der Handel wird abgeschlossen.

»Mein ganzes Leben hat nur noch einen Zweck,« begann unser Held wieder; »ich habe nur noch eine Hoffnung, nur noch einen Wunsch, und wenn morgen dieser Wunsch und diese Hoffnung getäuscht und vereitelt werden, so habe ich übermorgen aufgehört zu leben und zu leiden.«

»Ich glaube Dich zu verstehen,« sagte Carillon.

»Du ahnest, daß diese Hoffnung, dieser Lebenszweck die Rache ist, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich muß Maubert wieder finden, nicht um mit einem Schlage seinem Leben ein Ende zu machen, wie ich es in Marly=la=Machine beabsichtigte, sondern um ihm alle Qualen zu vergelten, die er mir verursacht hat, um mich an ihnen zu weiden . . . um seinen Todeskampf zu verlängern, wie er den meinigen verlängert hat. Wenn Gott gerecht ist, so wird er mir diese Freude gewähren.«

»Ich werde Dir wenigstens kein Hinderniß in den Weg legen,« erwiederte Carillon.

»Ich habe lange geglaubt,« sprach Raphael weiter, »daß der Baron von Maubert sein ungestraftes Thun und Treiben nur der Geschicklichkeit verdankte, mit der er seine

äußere Hülle und seinen Namen wechselte, so daß es oft dem Verdachte unmöglich war, ihn zu erreichen.«

»Es läßt sich in der That nicht läugnen,« sagte Carillon, »daß der Baron ein außerordentlich gewandter Schauspieler und sein ganzes Leben ein vortrefflich ausgeführtes Kunststück ist.«

»Ich habe geglaubt,« fuhr Raphael fort, »daß, wenn man nur erst seine dämonische Persönlichkeit entlarven und sein scheußliches Gesicht bloßlegen könnte, es der Pariser Polizei, welche die beste in der ganzen Welt seyn soll, leicht werden würde, seiner habhaft zu werden.«

»Die Polizei ist ihm nicht gewachsen,« erwiederte Carillon. »Ein königlicher Procurator in einer Provinzialstadt — ich weiß nicht mehr in welcher — hatte ihn einmal aus Gott weiß welchem Grunde verhaften lassen. In Zeit von einer Viertelstunde hatte Maubert diesen würdigen Staatsbeamten überzeugt, daß er nichts mehr und nichts weniger als sein Oheim sey, worauf er den angeblichen Neffen nicht nur in Freiheit setzte, sondern ihn auch seiner Familie vorstellte, von der er drei Wochen lang fétirt und gehätschelt wurde.«

»Ich hatte mich geirrt wie immer,« fuhr Raphael mit Bitterkeit fott; »vergebens habe ich den Fuß in den unheimlichen Palast gesetzt, den man die Rue de Jerusalem nennt, vergebens bin ich eins von den hundert Augen des Ungeheuers geworden . . . es war Alles umsonst. Man hat keine Spur von dem Manne gefunden, den ich suchte, nichts, gar nichts! . . . Entweder gibt es keine Polizei mehr, oder Maubert ist ein Teufel!«

»Die Polizei existirt noch, mein Lieber, die ist ein leider unbestreitbares Factum, welches schon der Umstand ge=

nügend beweist, daß Du ganz allein hier heruntergekommen bist, um mich zu fassen, eine Operation, die eben nicht zu den leichtesten gehörte. Auf der andern Seite ist Maubert durchaus kein Teufel, wohl aber ein durchtriebener und gewandter Schurke. Doch wir wollen unsere Unterredung möglichst abkürzen. Ich weiß wo Du hinaus willst.«

»So?«

»Ja.«

»Nun?«

»Du willst mich, wie vor zehn Jahren, bitten, Dir den Baron von Maubert suchen zu helfen.«

»Das will ich in der That.«

»Du siehst, daß ich ziemlich gut rathen kann.«

»Und wirst Du mir auch, wie vor zehn Jahren, deine Beihilfe zusagen?«

»Ich antworte Dir wenigstens, daß ich zur Erreichung deines Zweckes Alles thun werde, was menschenmöglich ist.«

»Wird es Dir gelingen?«

»Ich hoffe es. Du wirst jedoch einsehen, daß, wenn Du mich heute wieder frei lässest, ich sicher seyn muß, nicht morgen von einem deiner Collegen gefaßt zu werden.«

»Darüber kannst Du ganz ruhig seyn.«

»Außerdem ist es auch unerläßlich, daß ich ungehindert und am hellen Tage agiren darf; von einem verborgenen Schlupfwinkel aus kann ich natürlich nichts unternehmen.«

»Du sollst die vollkommenste Freiheit des Handelns genießen.«

»Das ist verdammt schwer zu glauben!«

»Ich garantire Dir gleichwohl dafür.«

»Ich bin sehr neugierig, wie Du es anfangen willst.«

»Es gibt nur einen Weg, aber er ist sicher.«

»Und der ist?«

»Ich nehme Dich mit mir in die Rue-de-Jerusalem und stelle Dich dem Präfecten in einer Privataudienz vor. Ich stehe bei ihm ziemlich gut angeschrieben. Ich werde deine Antecedentien nicht verschweigen, werde deine große Intelligenz und seltene Befähigung überschwenglich loben, werde besonderes Gewicht auf deine Bekanntschaften und deinen Umgang mit den gefährlichsten Gaunern und Spitzbuben von Paris legen, wodurch Du in den Stand gesetzt wirst, unbezahlbare Dienste zu leisten, und werde endlich damit schließen, daß ich in deinem Namen den Wunsch ausspreche, ein Vertheidiger der Gesellschaft zu werden, deren unversöhnlicher Feind Du bis jetzt gewesen bist.«

»So weit ist die Sache ganz gut,« versetzte Carillon; »aber nun weiter.«

»Dann wird dein Name in ein Geheimbuch eingetragen und deine Vergangenheit ist Dir um deiner Zukunft willen verziehen.«

»Die Aussicht gefällt mir... allein ich fürchte, daß Du mir nur die Lichtseite der Sache zeigst.«

»Ich weiß nicht wie Du das meinst.«

»Nun, sie hat doch jedenfalls eine sehr bedenkliche Schattenseite. Es kann leicht seyn, daß der Herr Präfect gerade seine Migräne hat, wenn wir zu ihm kommen, oder daß er aus irgend einem Grunde übler Laune ist... denn

ein Polizeipräfect hat alle Tage hundert Veranlassungen, um mißgelaunt zu seyn . . .«

»Nun?«

»Er kann daher vielleicht der Meinung seyn, daß seine Sicherheitsbrigade ganz vollzählig ist und meiner nicht bedarf . . . er kann eine Glocke ziehen, ein halbes Dutzend Polizisten hereinrufen und ihnen befehlen, daß sie mich festnehmen und in Gewahrsam bringen sollen. Dann heißt es: adieu, Carillon!«

»Dies ist nicht wahrscheinlich.«

»Aber doch möglich.«

»Allerdings; aber wie soll ich es ändern?«

»Du sollst auf ein anderes Mittel denken.«

»Es gibt kein anderes.«

»Dann ist die Geschichte bedenklich.«

»Sey einmal aufrichtig, Carillon . . . . was würdest Du gethan haben, wenn ich Dich nicht entdeckt hätte?«

»Ich würde ruhig gewartet haben, bis Mama Brutus mir eine gute Gelegenheit verschafft hätte, um mit dem Ertrage meiner kleinen Ersparnisse nach England zu entkommen.«

»Du gibst also zu, daß Du unmöglich in Frankreich und in Paris hättest bleiben können?«

»Das sehe ich vollkommen ein.«

»Nun siehst Du, mein Lieber, ich biete Dir zwanzig Chancen gegen eine, daß Du nicht nur deine Freiheit behältst, sondern auch ganz ungestört in Paris bleiben kannst, wo Du Dich gewiß am liebsten aufhältst. Und Du willst mein Anerbieten zurückweisen, weil die einundzwanzigste Chance ungünstig ist?«

»Ja, ich kann es nicht läugnen.«

»Das wäre die größte Thorheit, mein Lieber, denn wenn wir uns nicht verständigen, so hast Du keine einzige Chance für Dich, da Du mein Gefangener bist und ich Dir, so wahr ich hier vor Dir sitze, eher die Hirnschale zerschmettere, als daß ich Dich laufen lasse.«

Während Raphael dies sagte, zeigte er Carillon aufs neue die kleinen Pistolen, welche seit dem Beginn dieser Unterredung nicht mehr zum Vorschein gekommen waren.

Der Bandit verzog keine Miene.

»Deine Logik ist unwiderstehlich,« sagte er nur.

»Du bist also damit einverstanden?«

»In allen Punkten.«

»Und wirst mit mir auf die Präfectur kommen?«

»Wann Du willst.«

»Je eher, je besser.«

»Mir ist's recht.«

»Also es bleibt dabei?«

»Ja wohl.«

»Und ich darf Dir gewiß trauen?«

»Mein eigenes Interesse bürgt Dir dafür; zum Ueberfluß hier meine Hand.«

Raphael, der noch immer argwöhnisch war, nahm sein Pistol in die linke Hand, ehe er Carillon die rechte überließ.

Dieser errieth seinen Gedanken.

»Ich sehe mit Vergnügen,« sagte er lächelnd, »daß Du bedeutende Fortschritte gemacht hast, seitdem wir getrennt worden sind.«

»Wie so?«

»Du hast Dir eine schätzbare Eigenschaft erworben, die Dir in früheren Zeiten gänzlich abging.«

»Welche?«

»Das Mißtrauen.«

»Du hast Recht,« entgegnete Raphael. »Aber damals war ich auch noch jung, mein Herz war noch unverdorben, und da Andere mir trauen durften, so glaubte auch ich Anderen trauen zu können.«

»Jetzt aber glaubst Du dies nicht mehr?«

»Jetzt habe ich gelebt, das heißt gelitten, und weiß, daß die Menschen schlecht sind.«

»Wohl gesprochen! daran erkenne ich den Zögling Maubert's!«

Raphael erbebte.

Es war als ob er diesen Namen einen Augenblick vergessen und als ob derselbe plötzlich wieder eine heftig schmerzende Wunde aufgerissen hätte.

»Wo ist der Baron Maubert in diesem Augenblicke?« fragte er Carillon.

»Wo er gegenwärtig ist, weiß ich nicht; ich glaube aber, daß er bald nach Frankreich zurückkehren wird, wenn er nicht schon zurück ist.«

»Woher kommt er?«

»Aus Amerika.«

»Wohin Du ihn begleitet hattest?«

»Ja.«

»Wann hast Du ihn verlassen?«

»Vor zwei Jahren.«

»Aus welchem Grunde?«

»In Folge eines Streites, den ich mit ihm hatte.

Ich werde Dir die Geschichte bei Gelegenheit einmal erzählen, und Du wirst sehen, daß sie höchst interessant ist.«

»Und was thatest Du, nachdem Ihr Euch getrennt hattet?«

»Ich ging nach England.«

»Wie lange bist Du dort geblieben?«

»Anderthalb Jahre ungefähr.«

»Wie kannst Du dann aber wissen, daß der Baron im Begriff ist, nach Frankreich zurückzukehren?«

»Ich habe durch die dritte Hand Nachrichten von ihm.«

»Bist Du wirklich sein Feind?«

»Ja wohl. Wenn ich Dir die Geschichte meines Verkehrs mit ihm seit zehn Jahren erzähle, wirst Du sehen, daß er mich auf eine Art beleidigt hat, die man nicht verzeiht.«

»Das freut mich,« sagte Raphael, »dann wirst Du mir um so eifriger dienen!«

»Wenn ich erst zur Würde deines Collegen erhoben bin,« erwiederte Carillon, »werde ich Dir mit Leib und Seele angehören.«

Während der eben mitgetheilten Unterredung war ein großer Theil der Nacht verstrichen, und schon begann der erste Schimmer der Morgendämmerung den dunklen Himmel zu erhellen.

Raphael öffnete die auf die Straße gehende Ladenthür, welche Madame Brutus am vergangenen Abend so sorgfäl-

tig verschlossen hatte, steckte den Kopf hindurch und ließ ein eigenthümliches Pfeifen ertönen.

Ein ähnlicher Pfiff antwortete auf dieses Signal, und nach Verlauf einer Minute fragte draußen eine Stimme:

»Was gibt's Neues?«

»Holet mir einen Fiaker, gleichviel wo,« antwortete Raphael in gebietendem Tone, »und laßt ihn am Eingange der Gasse halten.«

»Es ist keine Verhaftung vorzunehmen?«

»Nein.«

»Gut.«

»Macht schnell!«

»Ich eile.«

Nach einigen Augenblicken meldete die nemliche Stimme, daß der Fiaker da sey.

Raphael verschloß mit Beihilfe Carillon's die Fallthür und trug den Schenktisch der Madame Brutus wieder an seinen Ort.

Dann verließen Beide zusammen das Haus.

Zwei Polizeiagenten erhielten den Befehl, in der Straße zu bleiben und dafür zu sorgen, daß Niemand sich durch die offen gebliebene Thür in die Schenke »zu den Nachtvögeln« heimlich einschleiche.

Hierauf stieg Raphael mit seinem neuen Verbündeten in den bereitstehenden Wagen und bot ihm unterwegs ein anständiges Frühstück an.

Wir wollen es nicht auf uns nehmen zu behaupten, daß Carillon mit großem Appetit speiste.

Um zehn Uhr begaben sich die beiden Männer auf die

Polizeipräfectur und wurden vom Präfecten in einer besonderen Audienz empfangen.

Keine von den schlimmen Ahnungen Carillon's verwirklichte sich.

Als er die Polizeipräfectur wieder verließ, zählte die Sicherheitsbrigade ein Mitglied mehr.

Der Baron von Maubert sollte es mit ein Paar tüchtigen Gegnern zu thun bekommen, die sich anschickten, den Kampf gegen ihn zu beginnen.

Es fragte sich nun, wer den Sieg davon tragen würde.

Zweiter Theil.

Dramen und Komödien.

I.

Ein Pariser Hausmeister.

Zu der Zeit, in welcher die Ereignisse vorgehen, die wir wahrheitgetreu erzählen, stand in der Rue-Saint-Lazare, zwischen der Rue-Saint-Georges und der Rue-des-Trois-Frères ein schönes neues Haus, dessen elegante, weiß übertünchte und vom Erdgeschoß bis zu den Mansarden mit reicher Stuckaturarbeit verzierte Façade sich fünf Etagen über das Trottoir erhob.

Dieses Haus existirt noch heute.

Nur ist es jetzt alt und grau geworden; der Pariser Nebel hat ihm sein unsprüngliches frisches Aussehen genommen.

An manchen Stellen zeigten sich schon die Risse, welche die Altersfurchen der Häuser sind.

Die Häuser der französischen Hauptstadt gleichen den Frauen: ihre Schönheit ist vergänglich und von kurzer Dauer.

Wir könnten noch hinzusetzen, daß die Mauern der ersteren eben so wenig auf festem Grunde ruhen, wie die Tugend der letztern, daß beide auf Sand gebaut sind.

Wozu aber eine Wahrheit aussprechen, die den Betreffenden zur Unehre gereicht?

Wir gehen daher weiter.

Durch einen großen Thorweg gelangte man in den Hof dieses Hauses.

In dem Hofe befand sich ein zweites Hauptgebäude, das eben so groß und schön war als das vordere.

Zu beiden Seiten waren die Ställe und Wagenremisen angebaut.

Am Fuße der breiten, hellen und gebohnten Treppe befand sich die Loge des Hausmeisters.

Wir bedienen uns absichtlich des Wortes »Hausmeister,« denn der Bewohner dieses Zimmers würde sich in seinem Mannes- oder Bürgerstolze schwer beleidigt gefühlt haben, wenn sich Jemand unterfangen hätte, ihm das nicht sehr achtungswerthe Prädicat »Portier« beizulegen.

Dieser empfindliche Hausmeister hieß Tiburtius Pepin.

Er war ungefähr vierzig Jahre alt und besaß im höchsten Grade alle negativen Eigenschaften, welche diese von animalischen, vegetabilischen und namentlich spirituösen Substanzen lebenden Zweifüßler, die zum Oeffnen und Verschließen der Hausthüren von Paris angestellt sind, zu den unausstehlichsten Wesen der ganzen Schöpfung machen.

Das heißt mit anderen Worten, Tiburtius Pepin war kriechend und einschmeichelnd gegen die vornehmeren und reicheren Bewohner des Hauses, denen er mit seltener Bereitwilligkeit zu jeder Stunde des Tages und der Nacht die Thür öffnete.

Die Neujahrgeschenke, an die er vom zweiten Januar bis zum Sylvesterabend beständig dachte, und die Hoffnung auf kleine Gratificationen, die ein Hausmeister sich immer zu

verdienen weiß, zauberten diesen Abmiethern gegenüber ein stereotypes Lächeln auf seine Lippen und krümmten seinen Rücken zu endlosen Kratzfüßen.

Dafür zeigte sich Tiburtius Pepin um so hochfahrender und übermüthiger gegen die Bewohner der Mansarden, denen er immer im Vorbeigehen eine ironische und zuweilen selbst unverschämte Bemerkung anhing.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß Tiburtius neugierig, heuchlerisch, verleumderisch, nachtragend und mit einem Gewissen begabt war, das sich in alle Formen kneten ließ, wenn sein pecuniäres Interesse im Spiele war.

Mit den Kutschern und Bedienten des Hauses geruhte Tiburtius auf einem vertraulichen und einigermaßen herablassenden Fuße zu stehen.

Dies that er nicht deshalb, weil er dieses »Bedientenpack« (dieses Ausdrucks bediente er sich im Stillen gegen sie) etwa als seiner ebenbürtig betrachtete, sondern weil er ihrer Mitwirkung bedurfte, um seine Stube in ein wahres Arsenal von üblen Nachreden und Verleumdungen zu verwandeln.

Die weiblichen Dienstboten des Hauses schätzte Tiburtius hoch, wenn sie jung und hübsch waren.

Dieses Muster von einem Hausmeister war von dem Grundsatze durchdrungen: »Mit den Weibern darf man es nicht verderben.«

Er drückte gern die Augen zu über die Liebschaften der besagten Dulcineen und stellte sich, als ob er die Besuche einer Menge von jungen Vettern und Landsleuten, welche gewöhnlich um eilf Uhr Abends begannen und bis zum andern Morgen dauerten, nicht bemerkte.

Zum Lohn für diese Nachsicht verlangte Pepin nichts weiter als einige kleine und ziemlich unschuldige Gunstbezeigungen.

Also Tiburtius war den Kammerzofen gewogen, ganz besonders aber waren die Köchinnen seine Idole, vorausgesetzt nemlich, daß sie hin und wieder einmal den Kellerschlüssel abzuziehen vergaßen und ihn mit Kaffeh, Zucker und Rum versorgten oder ihm zuweilen ein Restchen Geflügel oder ein Stück Fleisch brachten, welches Madame Pepin vortrefflich zuzubereiten verstand.

Denn Tiburtius war verheirathet.

Seine Frau, ein nichtssagendes Geschöpf, weder jung noch alt, weder schön noch häßlich, weder gut noch bös, hatte keinen Einfluß auf ihren Herrn Gemal und ihre einzigen Attribute bestanden darin, seinen gewaltigen Appetit durch möglichst mannigfaltige culinarische Kunstproducte zu stillen.

Allerdings entfernten sich diese gastronomischen Erzeugnisse nicht aus einem ziemlich engen Kreise, auf den sich die Küche aller Hausmeister der großen Stadt beschränkt.

Kinder hatte Tiburtius nicht, und dessen freute er sich täglich.

Dagegen war er trotz der gewöhnlichen Splendidität seiner Tafelfreuden, durch Beraubungen und Erpressungen dahin gelangt, ein ganz anständiges Sümmchen zu ersparen und zurückzulegen.

Sein einziges Bestreben war die Vermehrung seiner Capitalien.

Durch die Vermittlung eines Wechselagenten, der im

Erdgeschoß des Hintergebäudes wohnte, machte er Börsenspeculationen, und wenn die öffentlichen Fonds sich auf einem festen Standpunkte hielten, ließ er sein Geld nicht müßig im Kasten, sondern lieh es in kleinen Summen auf kurze Frist an Kaufleute seines Stadtviertels aus, die sich in Verlegenheiten an ihn wendeten.

Tiburtius Pepin, dessen moralisches Porträt wir in Obigem gezeichnet haben, war von mittlerer Größe und abschreckend häßlich.

Seine langen Beine, sein kurzer Rumpf, seine unverhältnißmäßigen Arme und sein kleiner trichterförmiger Kopf gaben ihm das groteske Aussehen eines hölzernen Zappelmannes, dessen Gliedmaßen die Kinder durch Zwirnfäden in Bewegung setzen.

Sein gewöhnlicher Anzug bestand in einer langen grau und blau carrirten Jacke, hechtblauen Beinkleidern und ein Paar Schuhen von Tuchschrot, mit dünnen Ledersohlen.

In dieser Gestalt finden wir ihn eines Novembermorgens um zehn Uhr in seiner Loge, vor dem mit Steinkohlen vollgepfropften Ofen sitzend und eine kolossale Kanne zwischen den Kaieen, gefüllt mit übermäßig gezuckertem Milchkaffeh, in den er kleine Weißbrotschnitte tauchte, welche fingerhoch mit frischer Butter bestrichen waren.

Madame Pepin bemühte sich währenddem, einer alten Mahagonycommode, auf welcher stolz eine Porzellankanne, eine Zuckerschale und sechs Tassen mit ziemlich abgenutzter Vergoldung prangten, ihren ursprünglichen Glanz wieder zu verleihen.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und ein junger Mann trat in die Loge.

Er trug eine galonnirte Mütze, eine rothe Jacke und graue Gamaschen und hatte die heimtückische und insolente Miene eines Bedienten aus vornehmen Hause.

»Guten Morgen, Papa Tiburtius . . .« sagte er beim Eintreten.

»Ah, guten Morgen, lieber George,« erwiederte der Hausmeister; »sind Sie auch schon auf?«

»Schon? es ist ja zehn Uhr vorbei!«

»Nun, wenn man so spät zu Bett geht wie Sie...«

»Allerdings, aber Sie wissen, man gewöhnt sich an Alles.«

»Da haben Sie Recht; ich habe mich auch daran gewöhnt, nach Mitternacht nicht mehr zu erwachen. Kommt nach dieser Zeit noch Jemand, so muß meine Frau den Thürriemen ziehen. Dabei befinde ich mich ganz wohl.«

»Das glaube ich gern,« entgegnete der Bediente lachend.

»Sie wollen wohl die für den Herrn Grafen eingegangenen Zeitungen und Briefe holen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Es liegt Alles dort beisammen . . . rechts von Ihnen auf dem Fensterbret.«

Der Bediente nahm die Briefe und zählte sie:

»Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht!«

»Ganz recht, nicht mehr und nicht weniger,« sagte Tiburtius; »wenn man bedenkt, daß fast jeden Tag so viel eingehen, zuweilen sogar noch mehr!«

»Mein Herr und ich haben aber auch eine Unmasse von Freunden und Bekannten!« versetzte der Lakei, sich in die Brust werfend.

»Und wie duften die Briefchen gewöhnlich!« fuhr der Hausmeister fort; »wie Ambra und Rosen! . . . Ich bin fest überzeugt, sie sind alle von schönen Damen . . .«

»Wir haben in der That viele Maitressen!« erwiederte der unverschämt dreiste Bediente.

»Sacristi!« rief Tiburtius mit lüsterner Miene, »Ihr Herr hat es doch recht gut! . . . Ja, man kann wirklich sagen, das ist ein glücklicher Mann!«

»Wir beklagen uns auch nicht über das Schicksal,« versetzte George.

»Der Herr Graf ist indessen nicht eben schön . . .«

»Allerdings nicht.«

»Und auch nicht mehr jung.«

»Nein, im Gegentheil.«

»Aber wie fängt er es denn an, um trotzdem dem schönen Geschlecht zu gefallen, das unsere Freude ist?« seufzte Tiburtius mit einem sentimentalen Ausdruck.

»Wir sind reich und freigebig, mein Lieber, dies ist hinreichend.«

»Um geliebt zu werden?«

»Wenn auch dies nicht immer, doch damit man es uns wenigstens sagt, was in vielen Fällen auf eins heraus kommt.«

»So, so,« murmelte Tiburtius, der von der Wahrheit dieser Bemerkung nicht ganz überzeugt zu seyn schien.

»Da wir flatterhaft und unbeständig sind,« fuhr der Bediente fort, »so werden Sie leicht einsehen, daß tiefe und dauernde Leidenschaften nicht unsere Sache sind. Wir steuern gerade auf das Ziel los, und haben wir das erreicht, so sehen wir uns weiter um.«

Nach dieser Tirade verließ der philosophische Bediente mit seinen Briefen und Zeitungen die Loge des Hausmeisters und ging, ein Liedchen vor sich hin trällernd, die Treppe hinauf bis ins zweite Stockwerk.

Hier blieb er stehen, und nachdem er eine Vorthür von grünem Sammt zurückgeschlagen, öffnete er vermittelst eines Schlüssels, den er aus der Tasche nahm, eine zweite Thür und trat in die Wohnung seines Herrn, wohin wir ihn begleiten wollen.

II.

Der Herr Graf.

Die Wohnung, in welche wir unsern Leser nach dem Bedienten, den wir haben hineingehen sehen, jetzt einführen wollen, befand sich, wie gesagt, in der zweiten Etage des uns bekannten Hauses.

Es war eine jener wohl eingerichteten, aber sehr beschränkten Wohnungen, wie die Pariser Industrie sie erfunden hat, welche immer darauf bedacht ist, möglichst viele Menschen in einen möglichst kleinen Raum zusammen zu drängen, die einem Jeden Luft und Licht spärlich zumißt und ihn das Wenige, was sie ihm gewährt, möglichst theuer bezahlen läßt.

Diese Wohnung bestand aus fünf oder sechs Zimmern.

Unseren Vorfahren würde das größte von diesen Zimmern nicht geräumig genug gewesen seyn, um es als Garderobe oder Ankleidecabinet zu benutzen.

Sämmtliche Piecen zusammen genommen erreichten noch

nicht die majestätische Raumfülle eines einzigen Salons aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Zuerst kam man in ein Vorzimmer, in welchem sich nur einige mit rothem Sammt überzogene Bänke und ein halbes Dutzend Kleiderhaken befanden.

An diesen Kleiderhaken hingen zwei brillante Livréeröcke zur Schau, welche himmelblau von Farbe waren und durch den Ueberfluß von goldenen Treffen, mit denen alle Näthe und Aufschläge überladen waren, so wie durch die übermäßig großen und mit einem gräflichen Wappen gestempelten Knöpfe überall auffielen.

Neben diesen prunkenden Livréestücken hingen zwei Castorhüte, welche ebenfalls mit breiten goldenen Treffen besetzt und überdies noch mit einer gewaltigen Cocarde geschmückt waren.

Um mit Treffen und Goldlitzen einen solchen Aufwand zu machen, mußte man entweder ein sehr vornehmer Mann, oder ein beliebter Zahnkünstler, oder ein ziemlich gemeiner Intriguant seyn.

Wir werden bald sehen, welcher von diesen drei Cathegorien der Inhaber dieser Wohnung angehörte.

Aus dem Vorzimmer kam man in einen viereckigen Salon, dessen beide Fenster auf die Straße gingen.

In diesem Salon sah es auf den ersten Anblick prächtig aus.

Der Fußboden war mit einem weichen Aubussonteppich belegt, die Fenster- und Thürvorhänge waren von außerordentlich buntem Brocat; eine prachtvolle Stutzuhr thronte auf dem Camin zwischen zwei riesenhaften japanischen Vasen, überall fiel der Blick auf Möbeln von Boule,

auf prächtig eingerahmte Oelgemälde und venetianische Spiegel.

Dies Alles sah, wir wiederholen es, auf den ersten Anblick sehr schön und nobel aus.

Bei einem wirklichen Kenner aber konnte die Illusion nicht lange dauern.

Man erkannte sehr bald den geschmacklosen Scheinluxus — eine Nachahmung des wahren Reichthums und der echten Eleganz — wie man ihn bei Courtisanen, deren Liebhaber keine hunderttausend Thaler Einkünfte und keinen historischen Namen haben, so wie bei Abenteurern findet, die sich eine Stellung in der Welt verschaffen wollen, indem sie den Leuten Sand in die Augen streuen.

So war der Fußteppich nur eine mittelmäßige Nachahmung des Erzeugnisses der berühmten königlichen Manufactur.

Der Brocat erwies sich bei genauerer Untersuchung als bescheidener Lyoneser Brocatell von geringer Qualität und sehr mäßigem Preise.

Es konnte nichts Geschmackloseres geben als das Sujet, welches das Gehäuse der Stutzuhr darstellte, die in einer der großen Kurzwaarenhandlungen am Boulevard Saint-Martin gekauft war.

Die japanischen Vasen waren nachgemacht und stammten aus der Porzellanfabrik von Limoges.

Die Möbeln von Boule waren aus den Werkstätten des Faubourg Saint-Antoine hervorgegangen.

Die Gemälde waren Copien, wie man sie in Paris zu dem bescheidenen Preise von fünfzig Franken bekommt.

Auch die venetianischen Spiegel konnten ihren echt französischen Ursprung nicht verläugnen und ihre unkünst-

lerischen Rahmen würden höchstens das unerfahrne Auge der weniger gebildeten Bourgeoisie getäuscht haben, welche Alles für Gold hält was glänzt.

In dem Augenblicke als der Bediente, der uns als Führer dient, in dieses blendende Prunkgemach trat, ertönte ein sich zweimal wiederholendes heftiges Schellen.

Dieser Glockenruf kam aus einem neben dem Salon gelegenen Zimmer.

Der Bediente ging jedoch deshalb keineswegs schneller.

Mit phlegmatischer Langsamkeit schlug er einen Thürvorhang aus einander, drehte den geschliffenen gläsernen Drücker einer mit Goldleisten verzierten Thür um und trat in das Schlafzimmer, in welchem die Glocke ertönt hatte.

Hier finden wir seinen Herrn, der unter einem Vorhange von roth und weiß gestreiftem Seidenzeuge auf seinem Bett saß und noch die kleine silberne Glocke in der Hand hielt, die er aufs neue in Bewegung setzen wollte.

Diese uns wenigstens für den Augenblick neue Person, mit der wir jetzt Bekanntschaft machen oder erneuern wollen, war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, von origineller, charakteristischer Häßlichkeit und von herkulischer Gestalt.

Nach seinem Oberkörper zu urtheilen mußte er über sechs Fuß lang seyn.

Seine nächtliche Frisur gab den scharf markirten Zügen seines hochgerötheten Gesichts ein groteskes Aussehen.

Dieser Haarschmuck bestand aus etwa dreißig auf Papilloten gewickelten Locken, welche am vorigen Abend sorgfältig gebrannt worden waren und schwankend vom Kopfe abstanden.

Der Ausdruck seines Gesichts war in diesem Augenblick finster und zornig.

»Gott sey Dank, endlich!« rief er aus, als der Bediente ins Zimmer trat; »ich habe bereits viermal geschellt!«

Dieser unsanfte Empfang schien den Bedienten ganz ruhig zu lassen.

Anstatt jedoch näher zu kommen, blieb er in der Stellung eines Soldaten unbeweglich stehen.

»Wo bist Du gewesen?« fragte der Graf.

»Ich habe den Befehl des Herrn Grafen ausgeführt.«

»Welchen Befehl?«

»Haben mir der Herr Graf nicht befohlen, die eingegangenen Briefe und Journale heraufzuholen?«

»Allerdings, aber ich habe Dir nicht gesagt, daß Du eine halbe Stunde wegbleiben sollst.«

»Der Herr Graf werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich augenblicklich zurück gekommen seyn würde, wenn mir dies möglich gewesen wäre; da aber der Hausmeister ausgegangen war, und sein Zimmer verschlossen hatte, mußte ich seine Zurückkunft erwarten, um nicht mit leeren Händen wieder herauf zu kommen.«

»Es ist gut,« erwiederte der Graf, »ein andermal aber sorge dafür, daß Du nicht so lange unten bleibst.«

»Ja wohl, Herr Graf.«

»Wo sind die eingegangenen Briefe und Zeitungen?«

»Hier sind sie.«

»Gut. Geh' nicht wieder fort, und mach Dich bereit mich anzukleiden.«

»Sehr wohl, Herr Graf.«

Dieser erbrach hierauf seine Briefe und begann die Zeitungen durchzublättern, während Georg dem erhaltenen

Befehle gemäß alle zur Toilette seines Herrn erforderlichen Gegenstände herbeiholte.

Wir wollen jetzt unseren Lesern erklären, wer »der Herr Graf« war, oder wenigstens, was man von ihm wußte und sagte.

Fritz Walter, Graf von Landershausen, war vier Jahre vor der Zeit, in welcher die Begebenheiten dieser Geschichte spielen, aus Westphalen nach Paris gekommen.

Er war mit einem vollkommen richtigen Passe und mit einem Creditbriefe auf eines der ersten Banquierhäuser von Paris versehen.

Der Paß besagte, daß Fritz Walter, Graf von Landershausen, von seinem Schlosse Landershausen komme und sich nach Frankreich begebe, wo er sich längere oder kürzere Zeit aufzuhalten gedenke.

Der Creditbrief lautete auf die Summe von siebenmalhunderttausend Franken.

Bei seiner Ankunft in Paris sprach der Herr Graf gar nicht französisch, oder doch so schlecht, daß man ihn durchaus nicht verstehen konnte.

Durch angestrengtes Studium aber, vielleicht auch in Folge einer natürlichen Anlage, machte er so rasche Fortschritte, daß er sich in sehr kurzer Zeit geläufig ausdrücken konnte.

Seine Aussprache behielt nur einen auffallenden deutschen Accent, der in einem französischen Ohre abscheulich klang.

Der Graf stieg bei seiner Ankunft im »Hôtel des Princes« ab, wo er einige Monate sehr einfach und ohne irgend Aufwand zu machen wohnte.

Nach Verlauf dieser Zeit miethete er eine kleine Woh-

nung in der Rue-de-Provence, welche er durch einen Tapezierer einrichten ließ, den er bar bezahlte, nahm Dienerschaft an und kaufte einige Pferde.

Von diesem Augenblicke an wurde seine Lebensweise höchst sonderbar.

Der Herr Graf hatte durchaus keine Freunde und Bekannte in Paris.

Der Banquier, bei dem er bis zum Belaufe von siebenmalhunderttausend Franken accreditirt war, und dem er seine Aufwartung machte, erbot sich mit freundlicher Zuvorkommenheit, ihn in einige achtbare Häuser einzuführen.

Der Herr Graf lehnte jedoch dieses Anerbieten dankend ab, indem er sich als Misantropen erklärte, und der Banquier drang nicht weiter in ihn.

Man sah daher den Grafen in keiner Gesellschaft, dagegen um so häufiger an denjenigen Orten, welche der Sammelplatz der Heldinnen der Pariser-Galanterie sind.

Er wurde ein fleißiger Besucher der kleineren Theater und der öffentlichen Vergnügungsorte, der Cavaliere servente der renommirtesten Loretten und der angelegentliche Beschützer der jungen Schauspielerinnen.

Bei allen großen öffentlichen Bällen im Opernhause fehlte er eben so wenig wie der berühmte Musard, und er ließ sich sogar herab, die Carnevalsorgien in Vauxhall und bei Valentino zu besuchen.

An einem und dem nemlichen Abend konnte man ihn in Ranelagh und auf dem Bal Mabille finden.

Alle weiblichen Stammgäste dieser beliebten Etablissements kannten denn auch den Herrn Grafen mehr oder weniger genau, und sie alle wußten, daß er nie einige Louis-

vor und ein Souper verweigerte, wenn die Bittstellerin hübsch war.

Kurz, die ephemeren Schönheiten des Quartier Bréda schenkten dem Grafen die größte Achtung und das unbegrenzteste Vertrauen, und wenn er auf einem öffentlichen Balle erschien, näherten sich gar viele niedliche Händchen eben so niedlichen Rosenlippen, um ihm einen Kuß zuzusenden.

III.

Madame Belphegor.

Die anakreontischen Gewohnheiten des Herrn Grafen führten ihm natürlich zahlreiche Damenbesuche zu.

Diese Damen, welche zum größten Theile eines ziemlich zweifelhaften Rufes genossen, verletzten das züchtige Schamgefühl einiger Bewohnerinnen des Hauses, in welchem sich der Graf einquartirt hatte, und es wurde ihm in Folge dessen bedeutet, daß er entweder seine Lebensweise ändern, oder sich eine andere Wohnung suchen müsse.

Die Wahl des Grafen war nicht zweifelhaft.

Nachdem er seine erste Wohnung ein halbes Jahr inne gehabt hatte, bezog er eine andere in der Rue Saint-Lazare, wo wir ihn gegenwärtig gefunden haben.

Als Herr von Landershausen die Billetdoux, welche Georg ihm gebracht, und die fast alle eine Bitte um Geld enthielten, flüchtig überlesen, als er die kleinen Theaterzeitungen durchblätterte und die Namen der Schauspielerinnen, welche an den nächsten Abenden spielten, studiert hatte, streckte er die Arme aus, gähnte und reckte sich auf eine entsetzliche Art und fragte dann seinen Bedienten:

»Ist Alles bereit?«

»Ja, Herr Graf.«

»Dann will ich aufstehen.«

Der Graf warf das Deckbett zurück, und alsbald erschienen in ihrem vollen Glanze seine muskulösen Knie und seine herkulischen Waden, welche den Neid aller nomadisirenden Alciden und aller Gladiatoren der ambulanten Cirques olympiques erweckt haben würden.

Der Graf fuhr mit seinen gewaltigen Füßen in ein Paar Morgenschuhe von kirschrothem Saffian, mit Gold und Seide gestickt, und zog ein Paar weite hellgraue Beinkleider und einen violetten Sammtschlafrock an.

Als dies geschehen war, setzte er sich an den Camin in einem bequemen Lehnstuhl, der mit Atlas à la Pompadour überzogen war, wie alle Möbeln dieses eleganten Zimmers, das eher dem Boudoir einer Dame als dem Schlafgemache eines Mannes glich.

Georg stellte hierauf einen niedrigen Toilettentisch vor ihn hin, auf dem ein ziemlich großer Spiegel angebracht und dessen Marmorplatte mit zahllosen Toilettegegenständen, von denen jeder seine Bestimmung hatte, bedeckt war.

Der Kammerdiener salbte nun zuvörderst die untere Hälfte des Gesichts seines Herrn mit einer parfümirten Schaumseife und rasirte ihn mit außerordentlicher Geschicklichkeit.

Als dieses erste Geschäft beendigt war, wurden die Haarwickel eines nach dem andern entfernt und Georg benetzte jede Locke mit einer braunen kosmetischen Substanz, welche die ursprüngliche schwer zu beschreibende Farbe der Haare durchaus veränderte.

Nach Vollendung dieser künstlichen Frisur ruhte Georg einen Augenblick aus.

Während dem tauchte der Graf den Zipfel eines Handtuches in ein Becken mit klarem Wasser, das er aus einer großen geschliffenen Caraffe hineingoß, und frottirte sich damit das Gesicht.

Kaum hatte dieses Wasser die Haut berührt, so wurde die rothe und kupferige Farbe desselben wie durch Zauberei weiß und glatt.

Ein wenig rothe Schminke, welche unter den Augen und auf dem Mittelpunkte der Wangen kunstgerecht angebracht wurde, erhöhte die Frische der letzteren, sowie den Glanz des Blickes und gab dem ganzen Gesicht ein jugendliches Aussehen.

Mit einer in der Flamme eines Lichtes geschwärzten Nadelkuppe verlängerte und regulirte der Graf den Bogen seiner Augenbrauen.

Eine Carminsalbe verlieh seinen Lippen den Glanz und die frische Röthe einer reifen Kirsche.

Hierauf betrachtete sich der Graf mit der größten Aufmerksamkeit im Spiegel, wie man ein Bild oder einen andern Kunstgegenstand betrachtet.

Das Resultat dieser Prüfung war ohne Zweifel befriedigend, denn sie endete mit einem Lächeln, welches der Herr Graf seinem Ebenbilde spendete.

Während Georg seinem Gebieter ein Hemd anzog und sich bereit machte, ihn vollends anzukleiden, ließ sich an der Eingangsthür der Ton der Glocke vernehmen, welche schüchtern gezogen wurde.

Der Kammerdiener ging sogleich hinaus, um nachzusehen, wer den Herrn Grafen zu einer so frühen Stunde schon besuchen wollte.

Nach einigen Augenblicken kam er zurück.

»Nun?« fragte der Graf, »wer war es?«

»Madame Belphegor,« antwortete der Bediente.

»Was hast Du ihr gesagt?«

»Ich habe ihr gesagt, daß ich sie bei Ihnen anmelden wollte, Herr Graf.«

»Wo hast Du sie gelassen?«

»Nebenan, im Salon.«

»Laß sie herein kommen.«

Georg schlug den inneren Thürvorhang zurück, öffnete die Thür und sagte:

»Treten Sie näher, Madame.«

Und sobald die Dame die Schwelle überschritten hatte, zog er sich discret zurück.

Wir nehmen es jedoch nicht auf uns, zu behaupten, daß er nicht in der Nähe blieb, um hören zu können, was gesprochen wurde.

Wenn unsere Leser etwa glauben sollten, daß Madame Belphegor eine Geliebte des Grafen war, würden sie sich sehr irren.

Die Besucherin war eine auffallend kleine Frau, welche nicht mehr jung war und niemals schön gewesen seyn konnte.

Sie war eine hohe Vierzigerin und fast kugelrund, so daß es, wenn sie ging, aussah, als ob sie fortrollte.

Ihr volles Gesicht, das mit einem Netze kaum bemerkbarer feiner Falten überzogen war, hatte ungefähr die Farbe einer überreifen Reinette.

Dieses stark colorirte Gesicht hatte gewöhnlich einen heiteren und jovialen Ausdruck.

Wer Madame Belphegor aus einer gewissen Entfernung sah, mußte sie für die beste und gutmüthigste Frau von der Welt halten.

Bei genauerer Betrachtung aber ließ sich leicht erkennen, daß der Ausdruck ihres Blickes die Verheißungen ihrer Gesichtszüge Lügen strafte.

Die Augen waren klein, lichtgrau und hatten eine ungewöhnlich große Pupille.

Der kalte und stechende, aber einem andern offenen und forschenden Blicke gegenüber sich rasch senkende Blick verrieth eine diabolische Verderbtheit und die gemeinsten, habgierigsten Gesinnungen.

Madame Belphegor trug ein braunseidenes Kleid, einen dunkelrothen Atlashut und einen alten ostindischen Shawl, mit dem sie die runden Umrisse ihrer massiven Person möglichst scharf zu markiren sich bemühte.

Im Gürtel trug sie einen blau emaillirten und mit Perlen besetzten Haken, an welchem eine alte, aber kostbare goldene Uhr hing.

An jedem Handgelenk hatte sie drei Armbänder von bedeutendem Werthe.

Eine große Camee hielt den Shawl auf dem Busen der Matrone zusammen und sämmtliche Finger waren mit kostbaren Ringen überladen.

Madame Belphegor — unsere Leser haben dies vielleicht schon aus ihrem Namen und ihrem Anzuge errathen — war eine jener schändlichen Creaturen, welche auf die Armuth speculiren, die sich die Entehrung bezahlen lassen und

deren ruchloses Handwerk durch den Ausdruck »Kupplerinnen« deutlich genug bezeichnet wird. *)

Dieses Werk hat den Zweck, einige von den schmachvollen Wunden unserer modernen socialen Zustände aufzudecken.

Madame Belphegor mußte daher einen Platz darin finden.

Der Graf von Landershausen bat sie, sich niederzulassen, nachdem er sie mit den Worten begrüßt hatte:

»Guten Morgen, meine Liebe.«

»Ich habe die Ehre, Ihre ergebene Dienerin zu seyn, Herr Graf,« entgegnete der alte weibliche Satan, indem sie sich rasch hinter einander zweimal verbeugte.

Dann setzte sie sich auf der andern Seite des Camins nieder und ihre Lippen verzogen sich zu einem freundlichen Lächeln.

»Nun, was gibt's Neues?« fragte der Graf.

»Nichts oder viel, Herr Graf, wie Sie wollen.«

»Erklären Sie sich deutlicher.«

»Ich meine, daß ich Ihre Befehle erwarte, Herr Graf, und daß, so schwierig dieselben auch auszuführen seyn mögen, ich Alles aufbieten werde, um meinen besten Kunden zufrieden zu stellen.«

Der Graf gähnte wieder, wie er schon einmal gethan,

*) Wir sprechen es unverholen aus, daß das Porträt, welches wir hier geben, keine Phantasieskizze ist. Madame Belphegor existirt; viele Pariser werden sie unschwer erkennen und die traurige Episode, in der sie eine wichtige Rolle spielen wird, ist in allen Punkten vollkommen wahr. — Wir haben nur die Namen der betheiligten Personen verändert.

als er die eingegangenen Liebesbriefe erbrochen und gelesen hatte.

»Man sollte fast meinen, daß der Herr Graf sich langweilen,« bemerkte Madame Belphegor in ehrerbietigem Tone.

»Ja, ich langweile mich in der That,« entgegnete Herr von Landershausen, »und zwar sehr.«

Madame Belphegor machte eine Bewegung des Erstaunens.

Der Graf gähnte abermals.

»Ich dächte indessen,« murmelte die Matrone in etwas gereiztem Tone, »daß ich nichts verabsäume, um dem Herrn Grafen Zerstreuung zu verschaffen.«

»Darin liegt's eben,« versetzte dieser; »Sie haben mir so viel Zerstreuungen verschafft, daß ich ihrer überdrüssig geworden bin.«

Das Gefühl, welches Madame Belphegor empfand, war ungefähr das der Frau von Maintenon, als diese entdeckte, daß ihr hoher Gemal, Ludwig XIV., nicht mehr zu amüsiren war.

IV.

Worin bewiesen wird, daß zwischen Liebe und Wassersuppe eine nähere Beziehung stattfindet, als man gewöhnlich glaubt.

Es trat eine kurze Pause ein, dann nahm das begonnene Gespräch zwischen Herrn von Landershausen und Madame Belphegor folgendermaßen seinen Fortgang:

»Sie sagen also, daß Sie sich langweilen, Herr Graf?«

»Ja wohl, meine Theure.«

»Und zwar deshalb, weil Sie sich zuviel amüsirt haben?«

»Ganz recht.«

»Also alle Mühe, die ich mir gegeben habe, um Ihnen nach Wunsch zu dienen...«

»Und wofür ich Sie, beiläufig bemerkt, gut bezahlt, hat nichts weiter bezweckt, als mich auf das Vollständigste zu blasiren.«

»Also alle die hübschen Mädchen, deren Bekanntschaft ich Ihnen verschafft...«

»Haben nicht den mindesten Reiz mehr für mich.«

»Das ist unbegreiflich!«

»Kann seyn, aber es ist so.«

Der Graf gähnte zum dritten Male.

Madame Belphegor warf einen Blick auf seine breiten Schultern, auf sein üppiges dunkles Haar und auf seine athletischen Körperformen.

Dieser Blick schien ihr Erstannen noch zu vermehren.

»Wenn Sie ein kleiner Alter wären,« sagte sie, »wie ich ihrer so viele kenne, mit kahlem Scheitel und schwindsüchtiger Lunge, mager wie eine verlaufene Katze, gelb wie eine reife Citrone, gichtisch, katarrhalisch und asthmatisch und Gott weiß was sonst, — dann würde ich mir das, was Sie eben gesagt haben, erklären können. Es hat Alles ein Ende, — der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht, — nimmt man der Lampe das Oel, so geht sie aus!... Aber Sie, Herr Graf, Sie! ein so schöner und kräftiger Mann!... ich bin fest überzeugt, daß Sie mit einem Faustschlage einen Ochsen niederstrecken könnten.«

»O ja,« versetzte der Graf gelassen, indem er den einen Aermel seines Schlafrockes zurückstreifte und wohlge=

fällig seine Faust betrachtete, die einem Schmiedehammer glich.

»Sie sagen es also selbst!« rief Madame Belphegor. »Doch ich wußte es längst, denn ich habe natürlich viel mit den Damen Ihrer Bekanntschaft gesprochen und sie haben mir von Ihnen Dinge erzählt, Dinge, sage ich Ihnen...«

»Diese Damen sind sehr gütig,« erwiederte der Graf in spöttischem Tone.

»Spotten Sie nicht,« fuhr Madame Belphegor fort; »glauben Sie mir, sie verstehen sich darauf!«

»Ja wohl, nur zu gut,« brummte der Graf.

Die Kupplerin errieth diese letzte Bemerkung mehr, als sie dieselbe wirklich hörte, und sprang plötzlich von ihrem Stuhle empor.

Diese wenigen Worten sagten ihr eben so viel wie eine lange Erzählung.

»Herr Graf,« lächelte sie in einschmeichelndem Tone, »ich glaube jetzt zu wissen, warum Sie sich so schrecklich langweilen...«

Der Graf schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

»Und um Ihnen zu beweisen, daß ich es weiß,« setzte Madame Belphegor hinzu, »will ich es Ihnen sagen.«

»Ich bin neugierig.«

»Sie langweilen sich deshalb, weil Sie bis jetzt lauter zu wohlerfahrene Damen kennen gelernt haben. Ich glaubte immer, daß Sie solche vorzugsweise wünschten und habe demgemäß gehandelt. Jetzt haben Sie genug an diesen Schönen und möchten gern einmal etwas Anderes probiren. Gut, mein Verehrtester, wir werden darauf bedacht seyn, und Sie sollen keine Ursache mehr haben, sich über die

arme Madame Belphegor zu beklagen, deren ganzes Bestreben dahin gerichtet ist, Ihnen gefällig zu seyn.«

»Was meinen Sie damit?« fragte der Graf.

»Ich meine damit, daß Sie mir vorkommen wie ein alter Gourmand, der sich die Fasanen und Trüffeln zum Ueberdruß gegessen hat und der beim Genuß einer Wassersuppe plötzlich wieder Appetit bekommt. Mit anderen Worten, das vornehme Wesen unserer Schauspielerinnen und Loretten ist Ihnen zuwider, — ihre Sammtkleider und Spitzenmantillen gefallen Ihnen nicht mehr, — ihr Patschouli und Eau de mille fleurs verursachen Ihnen Kopfweh. — Nun gut, wir wollen etwas Einfaches, Natürliches, ja sogar Unschuldiges für Sie ausfindig machen, und Sie werden sehen, daß Sie Gefallen daran finden.«

Die dicken Lippen des Grafen öffneten sich zu einem Lächeln.

Madame Belphegor sah, daß sie die richtige Saite berührt hatte.

»Habe ich etwa Unrecht?« fragte sie.

»Ich weiß nicht,« antwortete der Graf.

»Wie? Sie wissen es nicht?«

»Nein, wahrhaftig nicht! Sie sprachen vorhin von Wassersuppe. Gut, so geben Sie mir Wassersuppe, und wir wollen sehen, ob dann mein Appetit zurückkehrt.«

»Ganz recht.«

»Was wollen Sie thun?«

»Mich umsehen.«

»Haben Sie schon etwas in petto?«

»Das will ich meinen! Halten Sie mich für eine Frau, die man unvorbereitet finden kann?«

»O nein, davon bin ich überzeugt,« erwiederte der Graf.

»Meine zahlreichen Bekanntschaften in allen Stadttheilen von Paris und in allen Classen der Gesellschaft,« fuhr Madame Belphegor mit majestätischer Würde fort, »setzen mich in den Stand, binnen kürzester Frist und mit der strengsten Discretion die schwierigsten Verbindungen zu vermitteln, ganz so, wie die Leiter der concessionirten und privilegirten Heirathsbureaux. Der ganze Unterschied liegt nur darin, daß meine Verbindungen im dreizehnten Arrondissement angemeldet werden.« *)

Madame Belphegor lachte.

Dann setzte sie hinzu:

»Ich muß Ihnen jedoch bemerken, Herr Graf, daß dann in dem pecuniären Punkte unserer kleinen Geschäfte einige Modificationen eintreten müssen.«

»Wie so?«

»Es würde mir unmöglich seyn, zu den bisherigen Preisen zu arbeiten.«

»Warum das?«

»Nun weil keine Mühe umsonst ist, weil es mir sehr viel Mühe kosten wird, solche tugendhafte Püppchen (das heißt nicht Waare, keine Contrebande!) auszuspüren, weil ich viel riskire, indem man mir zwar nichts in den Weg legt, so lange ich mich darauf beschränke, Verbindungen wie Ihre bisherigen zu vermitteln, der Herr Staatsanwalt sich aber leicht in meine kleine Angelegenheiten einmischen

*) Die Stadt Paris wird bekanntlich in Bezug auf die städtische Verwaltung in nur zwölf Arrondissements eingetheilt.
Der Uebersetzer.

könnte, wenn ich mich wegen Ihrer »Wassersuppe« aus meinem gewöhnlichen Geschäftskreise entfernte, und weil endlich die Sache, um die es sich hier handelt, im Strafgesetzbuche wohl vorgesehen ist.«

»Mir kann doch hoffentlich nichts geschehen?« fragte der Graf.

»Nein, nicht das Mindeste, Sie kommen dabei gar nicht ins Spiel. Die Lerchen fliegen Ihnen gebraten in den Mund, und wenn Jemand zur Rechenschaft gezogen wird, so ist es einzig und allein die arme Frau Belphegor. Ich muß dann Alles ausbaden.«

»Das ist mir lieb.«

»Nun, bestimmen Sie mir einen Preis?«

»Sie wissen, daß es mir auf ein paar Louisdor mehr oder weniger nicht ankommt; nur übermäßig dürfen Sie nicht fordern.«

»Seyn Sie ganz ruhig, was ich Ihnen liefere, wird noch einmal so viel werth seyn, als ich von Ihnen verlange.«

»Es soll mich freuen, wenn Sie Wort halten.«

»Haben Sie große Eile, Herr Graf?«

»O ja, aus Neugierde, sonst durchaus nicht.«

»Ich werde keinen Augenblick verlieren, und übrigens glaube ich, ohne mich zu rühmen, daß mir in Hinsicht der Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit der ich meine Angelegenheiten zu Ende führe, Niemand gleichkommt.«

Nach diesem kurzen, aber pomphaften Selbstlobe erhob sich Madame Belphegor aus dem Lehnstuhle, in den sie sich beim Beginn der Unterredung niedergelassen hatte.

»Gehen Sie schon?« fragte der Graf.

»Ja, ich will mich Ihnen für heute empfehlen.«

»Wann sehe ich Sie wieder?«

»In drei bis vier Tagen etwa, sobald ich Ihnen eine befriedigende Nachricht mitzutheilen habe.«

»Ich bin neugierig, ob Sie mir die Vorzüge Ihrer Wassersuppe nicht zu sehr gerühmt haben.«

»O,« erwiederte Madame Belphegor mit frecher Familiarität, »wenn Sie sie erst gekostet haben, Herr Graf, werden Sie alle zehn Finger danach lecken . . . denken Sie daran, daß ich es Ihnen gesagt habe!«

Nach diesen Worten verbeugte sie sich dreimal hintereinander und entfernte sich dann.

Auf der Treppe begegnete sie dem Hausmeister Tiburtius Pepin.

Die würdige Matrone redete ihn an und offerirte ihm aus ihrer eleganten Schnupftabaksdose eine Prise, worauf sie ein vertrauliches Gespräch mit ihm anknüpfte.

Dieses Gespräch drehte sich um die Veränderungen, welche mit dem weiblichen Dienstpersonal der Hausbewohner in der letzten Zeit vorgegangen waren.

Madame Belphegor versäumte niemals, die Hausmeister auszuforschen, durch deren Vermittlung sie die zahlreichen Bekanntschaften unterhielt, auf die sie mit gutem Grunde so stolz war.

Durch diese Leute erfuhr sie, daß die und die Familie sich jetzt häufig in Geldverlegenheit befand, daß der und der Mann seine Gattin hinterging und daß diese nicht abgeneigt seyn würde, dem Gatten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, daß dies oder jenes junge Mädchen des mütterlichen Joches müde war und daran dachte, sich in die luftigen Räume der Galanterie emporzuschwingen.

*

Alle diese werthvollen Andeutungen nahm sich Madame Belphegor ad notam, bewahrte sie sorgfältigst in den numerirten Fächern ihres stets treuen Gedächtnisses, und bediente sich ihrer bei vorkommenden Gelegenheiten.

An diesem Tage währte ihre Unterredung mit Tiburtius Pepin nicht lange, denn der Hausmeister hatte ihr wenig Neues mitzutheilen, was ihrer Beachtung würdig gewesen wäre.

Sie bot ihm daher noch eine Prise an und ging.

An der Thür des Hauses erwartete sie ein auf die Stunde gemietheter Fiaker, denn sie hatte täglich eine Menge Besuche zu machen, welche bei der großen Ausdehnung, die sie ihrem »Geschäft« nach und nach zu geben gewußt hatte, unerläßlich waren.

Madame Belphegor stieg ein.

»Wohin fahren wir?« fragte der Kutscher, nachdem er die Wagenthür geschlossen hatte.

»Rue de Paradis-Poissonnière Nr. 7,« war die Antwort.

Der Kutscher schwang sich auf seinen Sitz und der Wagen fuhr rasch in der bezeichneten Richtung fort.

Inzwischen hatte Georg die Toilette seines Herrn, welche durch den Besuch der Madame Belphegor einen Augenblick unterbrochen worden war, vollendet.

Der Graf von Landershausen, bekleidet mit perlgrauen Pantalons, welche einen beträchtlichen Theil des Fußes bedeckten, um die ungewöhnliche Größe desselben einigermaßen zu verhüllen, mit einer braunen Sammtweste, einem blauen Fracke mit blanken Knöpfen, einem hellfarbigen Ueberzieher

und einem modernen Hute, der ein wenig nach dem rechten Ohre geneigt war, zog seine Handschuhe an, nahm einen Stock mit ciselirtem goldenen Knopfe und begab sich, da das Wetter schön war, zu Fuß ins Café-Anglais, wo er jeden Morgen frühstückte.

V.

Rue de Paradis-Poissonnière Nr. 7.

Vor dem bezeichneten Hause hielt der Fiaker der Madame Belphegor wieder an.

Die würdige Kupplerin stieg aus, trat in das Haus und begann eine sehr steile und schlecht gehaltene Treppe hinaufzusteigen, nicht ohne auf jeder Stufe keuchend stehen zu bleiben.

Als sie ungefähr bis zur dritten Etage gelangt war, begegnete sie einem jungen Manne, welcher rasch herunterkam und, anstatt ihr auszuweichen, sie offenbar absichtlich höchst unsanft mit dem Ellbogen anstieß, so daß sie fast gefallen wäre. Ohne sie mit einem einzigen Worte um Entschuldigung zu bitten, setzte er seinen Weg fort, nachdem er einen durchbohrenden Blick des Hasses und der Verachtung auf sie geschleudert hatte.

Madame Belphegor hielt sich an dem Treppengeländer an und erhob ein lautes Geschrei.

Nachdem sie hierauf in einer eines Fischweibes würdigen Sprache ihrer Entrüstung Luft gemacht hatte, wendete sie sich noch einmal um und rief dem jungen Manne, der schon unten an der Treppe angekommen war, das Schimpfwort »Flegel« nach, das alle andern in sich vereinigen sollte.

Durch diese Aeußerung ihres Zornes, der sie erstickt haben würde, wenn sie dieselbe zurückgehalten hätte, ein wenig erleichtert, stieg sie weiter die Treppe hinauf.

Der junge Mann, der sich eine so grobe Verletzung der Artigkeit gegen Madame Belphegor hatte zu Schulden kommen lassen, schien die verächtliche Bezeichnung, die sie ihm nachgerufen hatte, nicht zu verdienen.

Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt.

Seine Gesichtszüge waren sanft und freundlich wie die eines jungen Mädchens, und dennoch fehlte es dem Ausdrucke derselben nicht an männlicher Festigkeit.

Die durchsichtige Blässe seiner Wangen überzog sich dann und wann mit einem Rosenhauche, seine großen dunkelblauen und seelenvollen Augen hatten abwechselnd einen schwärmerischen oder feurigen Ausdruck.

Schwarze Wimpern und eben solche Haare, welche die breite und schön geformte Stirn umgaben, vervollständigten das auffallend schöne Ganze seiner persönlichen Erscheinung.

Die feine und patricische Form seines Fußes und seiner Hand paßte vortrefflich zu seinem echt aristokratischen Gesicht.

Leider aber war der Rahmen des Bildes nicht würdig.

Der Anzug des jungen Mannes war zwar sauber, aber unelegant und von grobem Stoffe.

Ein zu langer Rock von ziemlich ordinärem blauen Tuche schien nicht auf seinen schlanken und vollkommen ebenmäßig gebauten Körper gemacht zu seyn.

Sein Hemd war nichts weniger als fein.

Ein Paar Beinkleider von unschönem Schnitt umhüllten die Beine, welche die eng anliegende kurze Hose und

der weißseidene Strumpf unserer Voreltern zu den Zeiten der Regentschaft weit besser gekleidet haben würden.

Dazu denke man sich noch einen wenigstens zwei Jahre alten Hut, schwarze baumwollene Handschuhe und plumpe Stiefeln mit dicken Sohlen, welche mit starken Nägeln beschlagen waren.

Der junge Mann war augenscheinlich arm.

Dies war die Hauptursache des wüthenden Zornes der Madame Belphegor, in deren Augen die Armuth der schimpflichste und unverzeihlichste aller Fehler war.

Uebrigens kannte sie den jungen Mann näher und zwar schon seit geraumer Zeit, und sie nährte von jeher einen bitteren Haß gegen ihn.

Welches waren die Gründe dieses Hasses, der übrigens, wir dürfen dies nicht verschweigen, mit gleicher Stärke erwiedert wurde?

Wir werden sie bald kennen lernen.

Madame Belphegor setzte wie gesagt ihren Weg, die Treppe hinauf, fort.

In der sechsten Etage endlich blieb sie athemlos vor einer Thür stehen, ergriff eine Schnur, welche anstatt eines Glockenzuges neben dieser Thür angebracht war, und zog mehre Male heftig daran.

Eine gellende kreischende Stimme, welche man drinnen keifen hörte, verstummte sogleich, und die Thür wurde geöffnet.

Madame Belphegor trat ein, und sobald sie die Schwelle überschritten hatte, warf sie sich auf einen Stuhl, wo sie sich bemühte, wieder zu Athem zu kommen.

Das ziemlich große Gemach, in dem sie sich befand, war ein Vorzimmer, wie sie in den ärmsten Familien der

französischen Hauptstadt zu gleicher Zeit als Wohnzimmer und als Arbeitscabinet benutzt werden.

Alles was man hier sah, verrieth Dürftigkeit und Elend.

Die Dielen waren rissig und uneben und nirgends mit einem Teppiche bedeckt.

Die Wandtapete zu acht Sous die Rolle war überall befleckt und an verschiedenen Stellen losgerissen.

Alte Stücke Bindfaden waren querüber aufgespannt und trugen ein wenig schlecht gebleichte, halb trockene Wäsche.

Lithographien aus dem »Charivari« waren mit Oblaten an die Wände geklebt.

Auf einem runden Nußbaumtische erblickte man zwei große Trommelrahmen, wie sie zum Ausbessern der Spitzen gebraucht werden, eine Flasche mit abgebrochenem Halse, zur Hälfte mit violettem Landweine gefüllt, ein angeschnittenes Brot, ein Stück Käse, der in ein Zeitungsblatt gewickelt war, und einen zerlesenen und schmutzigen Band von Paul de Kock's Romanen.

In diesem Zimmer befanden sich gegenwärtig folgende Personen.

Im Vordergrunde Madame Belphegor, auf einem Stuhle sitzend, die Stirn mit Schweiß bedeckt, das Gesicht hoch geröthet, athemlos keuchend, ihre fleischigen Hände in die Hüfte gestemmt und sich anstrengend, ihrer Lunge die Dosis Lebensluft wiederzugeben, welche der Zorn und das Treppensteigen ihr entzogen hatten.

Ihr gegenüber stand eine lange, hagere Frau mit krummen Fingern, abstoßendem Gesicht und boshaftem Blicke.

Hinter dem runden Tische endlich schluchzte bitterlich ein junges Mädchen, deren Gesicht man nicht sehen konnte, aus dem einfachen Grunde, weil sie es mit beiden Händen verhüllte.

Alle drei schwiegen noch einige Augenblicke, während deren Madame Belphegor wieder zu Athem zu kommen suchte und ihr Gegenüber zu erwarten schien, daß sie das Gespräch eröffnete.

Das junge Mädchen weinte beständig.

Nachdem endlich das Gleichgewicht zwischen der Respiration der Madame Belphegor und den Schlägen des Organs, das wir kaum ihr Herz zu nennen wagen, wieder hergestellt war, kehrte ihre Sprache und mit dieser ihre Wuth zurück, der sie alsbald Luft machte, indem sie ausrief:

»Ha, der Bube!«

»Wer?« fragte die hagere Frau.

»Der Schurke!« fuhr Madame Belphegor fort.

Die hagere Frau wiederholte ihre Frage.

»Der Halunke! der Bösewicht! der Flegel! der Lump! . . .« tobte Madame Belphegor mit unglaublicher Zungengeläufigkeit weiter.

Sie würde ohne Zweifel noch mehre derartige Schimpfworte hinzugesetzt haben, wenn ihr nicht abermals der Athem ausgegangen wäre.

Die hagere Frau benutzte diese gezwungene Pause, um noch einmal mit größerer Eindringlichkeit zu fragen:

»Aber wer denn, Schwester? . . . wen meinst Du denn?«

»Wen sonst als diesen nichtswürdigen Bettelbuben, diesen Julius?« rief Madame Belphegor.

»Julius?« wiederholte ihre Schwester mit einem gehässigen Ausdrucke.

»Ihn selbst, die Canaille! den Lotterbuben! die Schlange! . . .«

»Er ist Dir wohl begegnet?«

»Ja.«

»Auf der Straße?«

»Nein, auf der Treppe.«

»Er hat sich doch nicht ungeschliffen gegen Dich betragen?«

»Ja wohl, und wie! er ist buchstäblich an mich angerannt, und ich weiß selbst nicht wie es möglich war, daß ich mich noch auf den Füßen erhielt und nicht die Treppe hinunterstürzte.«

»Ja, der Bube!« rief jetzt auch die hagere Frau, indem sie die Faust drohend gegen die Thür erhob.

Das junge Mädchen schluchzte immer heftiger.

»Er war wohl eben bei Euch gewesen?« fragte Madame Belphegor.

»Ja wohl!« antwortete ihre Schwester.

»Er glaubte wahrscheinlich nicht, Dich hier zu finden?«

»Er hatte mir aufgelauert, der Taugenichts, und war erst herauf gekommen, als er mich hatte ausgehen sehen.«

»Sollte man es glauben!«

»Ich witterte aber zufällig Unrath und kehrte sogleich wieder um.«

»Und Du fandest sie hier beisammen?«

»Ja! sie schwuren einander, daß sie sich immer lieben und so bald als möglich heirathen wollten. Bei Gott, es war rührend!«

»Ich kann es mir lebhaft vorstellen. Was thatest Du nun, Schwester?«

»Du kannst wohl denken, daß mir der Kamm schwoll!«

»Das will ich glauben, es war mehr als genug Grund vorhanden.«

»Zuerst habe ich Mamsell Norinen dermaßen geohrfeigt, daß ihr wenigstens dreißig Lichter vor den Augen geflimmert haben müssen.«

»Das war recht!«

»Ich denke auch.«

»Und dann?«

»Dann packte ich den Monsieur Julius beim Kragen, sagte ihm, daß, wenn er sich noch einmal in meiner Wohnung blicken ließe, ich ihn auf der Stelle arretiren und als Verführer junger Mädchen auf die Galeeren bringen lassen würde, und warf ihn endlich mit einem Fußtritte auf einen gewissen Körpertheil zur Thür hinaus.«

Die Schwester der Madame Belphegor hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so verwandelte sich die Scene plötzlich.

Das junge Mädchen, welches bis jetzt nur geweint und geschluchzt hatte, erhob sich, am ganzen Körper zitternd, und trat mit stolz emporgerichtetem Kopfe neben die beiden Schwestern, deren abscheulichen Dialog wir eben mitgetheilt haben.

Ihr Auge blitzte und tiefe Entrüstung sprach aus ihren noch von Thränen benetzten Zügen.

Sie legte die Hand auf ihre wogende Brust, als ob sie die ungestümen Schläge ihres Herzens hemmen wollte, und rief endlich aus:

»O Mutter! das ist nicht wahr!«

VI.

Norine.

Madame Belphegor und ihre Schwester betrachteten mit höhnischem Erstaunen das junge Mädchen, das sich auf so unerwartete und energische Art in ihr Gespräch einmischte.

Dann brach die Kupplerin in ein rohes Gelächter aus, während ihre Schwester eine zornige und drohende Bewegung machte.

Das junge Mädchen wiederholte demungeachtet noch einmal mit noch entschiedenerem Ausdrucke:

»Nein, Mutter, das ist nicht wahr!«

»Potz Blitz!« murmelte Madame Belphegor, »ich sehe mit Vergnügen, daß meine charmante Nichte ihre Zunge nicht in der Tasche trägt!«

»Nichtswürdiges Geschöpf!« rief ihre ehrenwerthe Schwester in wüthendem Tone, »Du widersprichst deiner Mutter?!«

»Ja,« erwiederte Norine mit zunehmender Heftigkeit, »denn Du hast Julius nicht die schimpfliche Beleidigung zugefügt, der Du Dich rühmst! Du würdest es auch nicht gewagt haben! . . . Du schlägst immer nur mich, weil ich deine Tochter bin, und weil Du wohl weißt, daß ich mich nicht widersetzen werde.«

Während die hagere Frau diese Worte anhörte, durchzuckte ein convulsivisches Zittern ihren ganzen Körper.

Als Norine schwieg, erreichte ihre Wuth den höchsten Grad, und dieser war fürchterlich.

Sie drang auf ihre Tochter ein und rief mit kaum verständlicher Stimme:

»Entartetes Kind! Auswurf der Menschheit! ich verläugne Dich! . . . ich will Dir die Augen auskratzen! ich will Dich todtschlagen!«

Diese entsetzliche Drohung würde sie vielleicht auch ausgeführt haben, wenn Madame Belphegor sich nicht ins Mittel geschlagen hätte, indem sie ihre erbitterte Schwester mit beiden Händen erfaßte, mit aller Kraft zurückzog und zu ihr sagte:

»Genug, Schwester, geh' nicht zu weit. Die Kleine ist zwar ein nichtsnutziges Ding, aber deshalb darfst Du ihr noch nicht die Augen auskratzen, denn sie hat verdammt schöne Augen, die uns noch viel eintragen werden, wenn sie sich ihrer erst zu bedienen weiß und überhaupt zu Verstande kommt.«

Die Logik dieses Raisonnements schien der liebenswürdigen Schwester einzuleuchten, denn sie wurde plötzlich wie durch Zauberei wieder ruhig und entgegnete in weinerlichem Tone:

»Du hast Recht, Schwester, aber es ist auch zu betrübend für das Herz einer armen Mutter, wenn sie sieht, daß ihre Kinder das Gute, das sie an ihnen thut, nicht erkennen und die Urheber ihrer Tage gerade so behandeln, als ob sie ihnen nichts zu sagen hätten. Da geht einem denn wohl einmal die Geduld aus, und man schlägt zu. Nachher bereut man es zwar wieder, denn am Ende hat man die Brut doch lieb; aber die Schläge werden dadurch nicht ungeschehen gemacht.«

Mit diesen Worten brach sie in einen Thränenstrom aus. Warum und weshalb?

Das wußte sie selbst nicht.

Diese sentimentale Komödie mit Begleitung von Thränen und Schluchzen wurde Madame Belphegor langweilig.

»Ich bin fest überzeugt,« sagte sie daher, »daß Norine ganz leicht zur Vernunft zu bringen wäre; Du fängst es nur nicht richtig an. Du behandelst sie stets unfreundlich und hart, das verdrießt sie, und ich finde dies ganz natürlich. Laß mich nur fünf Minuten mit ihr sprechen, und ich wette, daß wir einander verstehen, wie zwei Finger der nemlichen Hand.«

»Dann geh' mit ihr ins Nebenzimmer,« erwiederte die hagere Frau, deren Thränen schon wieder getrocknet waren, »ich muß einen Spitzenvolant vollends ausbessern, den ich diesen Abend abzuliefern versprochen habe.«

»Zeig' mir doch einmal das Ding,« sagte Madame Belphegor.

»Hier ist es.«

»Ah, das ist pompös!«

»Ja, die Garnitur ist gewiß ihre tausend Thaler werth!«

»Wem gehört sie denn?«

»Einer schönen jungen Dame in der Rue-de-Provence.«

»Verheirathet?«

»Gott behüte, sie war noch im vorigen Jahre Weißnätherin. Das ist ein Teufelsmädchen, sag ich Dir! sie ist nicht halb so hübsch als Norine, und trägt Spitzenvolants zu tausend Thaler und hat ihre eigene Equipage.«

»O, wenn Norine nur wollte! . . .«

»Ja, aber sie will eben nicht!«

»Nun, jedenfalls muß ich einmal mit ihr reden . . . Komm, Norinchen, komm, mein Täubchen.«

Madame Belphegor öffnete eine Thür und trat in ein

anderes Zimmer, wohin Norine ihr schweigend und auf einen neuen heftigen Auftritt gefaßt folgte.

Die Nichte der Madame Belphegor war höchstens sechzehn Jahre alt und ein wunderschönes Mädchen, das eben so wenig in den Kreis zu passen schien, in welchem der Zufall sie hatte geboren werden lassen, wie eine reine Perle zu schmutzigen Kieseln.

Norine war von hohem und schlankem Wuchse und verband mit der idealen Reinheit der Formen einen graziösen Anstand, der sich in ihren geringsten Bewegungen zeigte.

Ihre aschblonden seidenartigen Haare von ungewöhnlicher Fülle reichten bis zu den Füßen herab und umhüllten sie wie ein Mantel, wenn sie die üppigen Flechten derselben auflöste.

Ein ordinärer Kamm von braunem Horn hielt dieses prachtvolle Haar, das sie jeden Morgen mit unvergleichlichem Geschmack ordnete, auf dem Scheitel fest.

In Folge eines reizenden Naturspiels waren Norinens Augen und Wimpern kohlschwarz und gaben ihrem Gesicht von tadellos ovaler Form einen orientalischen Charakter.

Ihre purpurrothen Lippen dienten als Einfassung für zwei Reihen prächtiger Perlenzähne.

Unter den langen, seidenen Wimpern strahlten die großen dunklen Augen in unschuldigem, aber feurigem Glanze.

Die Leidenschaft mußte sich in diesen schönen Augen durch leuchtende und unwiderstehliche Blitze aussprechen.

Der Hals, welcher im vollkommensten Ebenmaße zu

dem Kopfe und dem Busen stand, glich dem der schönen und unglücklichen Prinzessin von Lamballe.

Ein Kleid von einfachem und schwarzem Wollenstoffe hob die herrlichen Umrisse der Taille und der Schultern eben so schön hervor, als es der kostbarste Sammt vermocht haben würde.

Die Hände waren klein und reizend geformt; aber sie hatten noch den röthlichen Schimmer der Jungfräulichkeit und die tägliche Arbeit hatte ihre Spuren daran zurückgelassen.

Während Norine so vor ihrer Tante stand, wurde ihre Schönheit noch erhöht durch den wehmüthigen und ergebungsvollen Ausdruck, der in ihren Gesichtszügen lag.

Das arme Kind harrte in geduldigem Schweigen des Kommenden und bat im Stillen den Himmel, daß er ihr die Kraft und den Muth verleihen möge, deren sie bedurfte, um in den unaufhörlichen Kämpfen, welche ihr das Herz brachen, nicht zu unterliegen.

Madame Belphegor hatte wieder Platz genommen, diesmal aber nicht auf einem Stuhle, sondern auf dem Bett ihrer Schwester, das ihr ein bequemerer Sitz dünkte.

»Mein liebes Kind,« hob sie jetzt in freundlichem Tone an, »deine Mutter thut Dir Unrecht, sie ist zu hart gegen Dich. Es ist nicht recht, gegen ein Mädchen deines Alters und noch dazu ein so hübsches Mädchen die Hand zu erheben.«

»Aber als sie Ihnen vorhin erzählte, daß sie mich geschlagen habe, sagten Sie: »das war Recht!« flüsterte Norine.

»Ei, freilich habe ich das gesagt!«

»Nun?«

»Sollte ich sie durch Widerspruch noch mehr aufbringen? ich dächte sie wäre schon wüthend genug gewesen!«

»Ach ja!« seufzte Norine.

»Nun siehst Du,« versetzte die Kupplerin. »Ich will deiner Mutter nichts Böses nachsagen . . . ich kenne sie, und man muß gerecht seyn. Sie hat große Fehler, aber auch viel gute Eigenschaften . . . sie ist heftig und jähzornig; wenn aber die erste Regung vorüber ist, wird sie wieder gut und sanft wie ein Lamm und übrigens ist es ja nur zu deinem Besten, wenn sie Dich zuweilen einmal schlägt.«

»Zu meinem Besten?« wiederholte Norine.

»Gewiß . . .«

»Wie so, liebe Tante?«

»Sie möchte Dir eine angenehme Zukunft verschaffen,« fuhr Madame Belphegor fort; »da sie Dich von ganzem Herzen liebt, kann sie sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß Du um thörichter Mädchenideen willen darauf beharrst, arm und elend zu bleiben, wie sie selbst und wie auch ich es noch seyn würde, wenn ich nicht Mittel gefunden hätte, mich durch Thätigkeit emporzuarbeiten.

»Um thörichter Mädchenideen willen?« rief Norine ganz erstaunt; »was meinen Sie damit, liebe Tante?«

»Das ist doch wahrhaftig nicht schwer zu errathen.«

»Ich versichere Sie, daß ich Sie durchaus nicht verstehe.«

»O doch, doch, feiner Schelm!« erwiederte Madame Belphegor mit einem bedeutungsvollen Lächeln, »Du verstehst mich recht gut... da Du es aber verlangst, so will

ich mich deutlicher erklären. Ich spreche von deiner Laune in Betreff des einfältigen Julius ...«

»Julius?« wiederholte Norine, indem sie ihre zitternde Hand auf die Brust legte, während eine glühende Röthe ihr Antlitz überströmte; »o, Tante, wollen Sie ihn auch schmähen?«

»Ich denke nicht daran ... aber hundert Fuß tief unter der Erde möchte ich ihn sehen!«

»Warum?«

»Weil ich ihn nicht ausstehen kann.«

»Was hat er Ihnen denn gethan?«

»Erstens hat er mich vorhin auf der Treppe gröblich beleidigt; aber das würde ich ihm noch hingehen lassen, wenn ich nicht eine noch viel wichtigere Ursache hätte, ihn zu verabscheuen.«

»Welche denn?«

»Er will Dich verführen!«

»Nein, er liebt mich!«

»Ja, das sagt er Dir allerdings.«

»Und ich glaube es.«

»Wenn er seinen Zweck erreicht hat, wird er Dich sitzen lassen, mein Kind.«

»Julius liebt mich aufrichtig, und er wird mich immer lieben!«

»Der Mensch scheint Dich ganz behext zu haben,« entgegnete Madame Belphegor mit einem geringschätzenden Lächeln.

»Ich liebe ihn,« versetzte Norine.

»Aber er ist ja blutarm!«

»Ich liebe ihn.«

»Er hat nichts zu leben und wird es nie zu etwas bringen.«

»Ich liebe ihn.«

»Wenn Du ihn heirathest, würdest Du alle Tage trocknes Brot essen und Wasser trinken müssen.«

»Ich liebe ihn.«

»Du würdest auf einem Strohsacke schlafen müssen.«

»Ich liebe ihn.«

»Du würdest im Armenhause sterben!«

»Ich liebe ihn.«

»Sag mir einmal, Norine,« rief jetzt Madame Belphegor mit einer Regung von Unwillen, »hast Du Dir vorgenommen, mir immer und immer wieder das Nemliche zu antworten? Ich muß Dir gestehen, daß dies auf die Dauer ziemlich langweilig wird!«

»O, ich werde nicht aufhören, Ihnen immer das Nemliche zu antworten, so lange Sie nicht aufhören, meinen Julius zu verleumden!« rief Norine mit leidenschaftlichem Feuer. »Ja, ich halte seine Liebe für eben so aufrichtig wie die meinige!... Er ist meine ganze Zukunft, mein einziges Glück, mein Leben!... ihm gehört mein Herz, denn ich liebe ihn... ja, ich liebe ihn mehr als mich selbst!«

VII.

Die Pläne der Madame Belphegor.

Norine schwieg.

Sie hatte die letzten Worte mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke und mit bebender Stimme ausgesprochen.

Ihr seelenvoller Blick strahlte von ungewöhnlichem Glanze; ihre Lippen öffneten sich zu einem himmlischen Lächeln und ihr Busen wogte mit stürmischer Heftigkeit.

Madame Belphegor betrachtete sie verstohlen mit sichtbarer Bewunderung.

»Sapperment!« sagte sie zu sich selbst, »wie schön sie ist, wenn sie ins Feuer geräth!... Sie ist wahrhaftig eine Capitaldirne! eine wahre Goldgrube!...«

Zur damaligen Zeit waren die californischen Goldminen noch nicht entdeckt; zum großen Glück für die Auswanderer und für die Actionäre der Goldbarrenlotterie, sonst würde Madame Belphegor gewiß nicht ermangelt haben, Norinen mit den reichsten und am wenigsten ausgebeuteten »Placers« zu vergleichen.

Die Kupplerin wünschte sehnlichst, das einen Augenblick unterbrochene Gespräch mit Norinen wieder anzuknüpfen.

Sie sah indessen jetzt ein, daß sie ihre Batterien in einer andern Richtung spielen lassen mußte, wenn sie einige Aussicht haben wollte, etwas gegen das junge Mädchen auszurichten.

»Höre mich an, Norine,« sagte sie plötzlich, »ich

will Dir beweisen, daß ich es besser mit Dir meine, als Du glaubst.«

»Wie das?« fragte das arme Kind mißtrauisch.

»Zuerst bitte ich Dich, mir nicht deshalb zu zürnen, daß ich deinem Julius nicht gewogen bin.«

»Das ist mir gleichgiltig,« rief Norine; »ich weiß, daß ich ihn liebe und dies genügt mir.«

»Laß mich doch erst ausreden, ungeduldiges Kind!... Ich glaubte, Du hättest nur eine flüchtige Laune zu Julius gefaßt; da ich aber jetzt sehe, daß es eine wirkliche ernste Liebe ist, haben sich meine Ansichten geändert, und anstatt Euch zu trennen, will ich Euch vereinigen.«

Norine erhob ihre großen Augen, in denen ein argwöhnischer Zweifel deutlich zu erkennen war, auf ihre Tante.

Die Kupplerin errieth die Bedeutung dieses Blickes. Sie schüttelte daher mit dem Kopfe und antwortete auf die Frage, die ihre Nichte nicht ausgesprochen hatte:

»Ja, mein liebes Kind, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, ich spreche so wie ich denke und ich werde thun was ich Dir gesagt habe.«

»Sie wollen nicht mehr die Partei meiner Mutter gegen mich nehmen?«

»Nein, im Gegentheil, von heute an werde ich Dich gegen deine Mutter in Schutz nehmen.«

»Werden Sie auch meinen Julius nicht mehr schmähen?«

»Nie wieder!«

»Und Sie werden mich mit ihm verbinden?«

»Ja.«

»Wann?«

»Wann Du willst.«

»Also bald?«

»Ja, bald.«

Madame Belphegor schien es ganz aufrichtig zu meinen und daher zog nach und nach ein argloses Vertrauen in Norinens junges und unschuldiges Herz ein, so daß es endlich von dankbarer Rührung überströmte.

Sie warf sich ihrer Tante an die Brust und bedeckte die Wangen des abscheulichen Weibes mit Küssen, während sie mit inniger Zärtlichkeit flüsterte:

»O, wie gut sind Sie, liebe Tante, und wie ungerecht war ich gegen Sie!«

»So laß ich mir's gefallen, Du böses Kind,« erwiederte die Kupplerin lächelnd, »jetzt sehe ich, daß Du endlich anfängst mich zu verstehen. Ja, wenn man Euch Mädchen nur den Willen thut, dann seyd Ihr freundlich und liebevoll; erlaubt man sich einmal nicht eurer Meinung zu seyn, so betrachtet Ihr unser einen gleich als wahren Blaubart!«

Nachdem sie sich hierauf Norinens Liebkosungen einen Augenblick hingegeben hatte, setzte sie plötzlich hinzu:

»Nun, laß uns einmal ein vernünftiges Wort zusammen sprechen, mein Täubchen.«

Der kurze und trockene Ton, in welchem diese letzten Worte ausgesprochen wurden, kühlte die zärtlichen Herzensergießungen Norinens merklich ab.

Ihre Lippen entfernten sich von den Wangen der Tante, ihre Arme lösten sich aus der innigen Umarmung und sie trat einige Schritte zurück.

Sie glaubte zu errathen, daß sie sich mit ihrem Vertrauen und mit ihrer Freude zu sehr beeilt habe.

»Vernünftig sprechen?« stammelte sie; »was haben wir einander denn noch zu sagen?«

»Sieh, mein Lämmchen,« fuhr Madame Belphegor fort, »die Liebe ist etwas sehr Schönes und ich habe sie zu meiner Zeit auch gekannt; leider aber kann man von der Liebe und von reinem Wasser allein nicht leben. Du willst deinen Julius haben und Du sollst ihn bekommen, das steht so fest, als ob euer Heirathscontract schon von allen Pariser Notaren unterschrieben wäre; aber Du wirst auch einsehen, daß man Euch einander nicht mir nichts Dir nichts ohne weiteres in die Arme werfen kann.«

»Warum denn nicht, liebe Tante?« fragte Norine ängstlich, deren Gedanken unschlüssig hin und her schwankten und die nicht errathen konnte, wo ihre Tante eigentlich hinaus wollte.

»Warum nicht?« wiederholte diese; »nun, Ihr könnt doch wahrhaftig nicht sogleich heirathen, während Ihr Beide noch so arm seyd wie ein Paar Kirchenmäuse?... Das würde eine schöne Ehe werden! Wer sollte Euch denn das Essen kochen, während Ihr der Liebe pfleget?« fuhr die Kupplerin in ihrer schamlosen Sprache fort. »Und Du mußt wissen, mein Schatz, daß die Liebe dem Absynth gleicht, das heißt, den Appetit ungemein verstärkt!«

Norine ließ entmuthigt das Köpfchen sinken.

»Sag mir einmal ganz aufrichtig, mein Kätzchen,« sprach Madame Belphegor weiter, »was willst Du mit deinem Julius machen?... soll er dein Geliebter oder dein Gatte seyn?«

Norine schien nicht sogleich zu wissen, was sie hierauf antworten sollte.

Nach kurzem Besinnen sagte sie indessen:

»Ich will meinem Julius angehören und er soll mir angehören!... Ich will, daß wir ganz und nur für einander leben... ich will seine Frau oder auch seine Geliebte werden, wie er es wünscht, aber ich glaube nicht, daß die Verheirathung unsere Liebe erhöhen würde...«

»Sehr gut!« rief Madame Belphegor, »Du hast weiß Gott mehr Einsicht als ich dachte! Du siehst ein, daß ein junges Mädchen, die heirathet, eben so thöricht wäre als ein schöner Vogel, der sich die Flügel verstutzt!«

»Das habe ich nicht gesagt,« wollte Norine einwenden.

Ihre Tante aber unterbrach sie, noch ehe sie obige Worte vollständig hatte aussprechen können, indem sie fortfuhr:

»Die Freiheit ist das höchste und edelste aller Güter, besonders wenn man noch jung und hübsch ist. Also es ist abgemacht, Du bleibst frei und begräbst deine schönsten Jahre nicht hinter den Schlössern und Riegeln der Ehe.«

Norine hörte ihre Tante mit Ungeduld an.

Letztere bemerkte dies und kehrte alsbald zu dem Zwecke zurück, von dem sie sich, ohne es zu wollen, entfernt hatte.

»Kommen wir zu Ende,« sagte sie; »Du willst also deinen Julius haben?«

»Sie wissen, was ich Ihnen eben gesagt habe, liebe Tante,« stammelte Norine, indem sie hoch erröthend den Blick zu Boden senkte.

»Nun wohl, ich mache mich verbindlich, deine Mutter dahin zu bringen, daß er Dich besuchen darf, so oft er will und so oft Du es willst.«

»Wollen Sie das wirklich, liebe Tante?« rief das junge Mädchen mit freudigem Erstaunen.

»Ja, aber unter einer Bedingung.«

Norinen wurde das Herz wieder schwer und sie vermochte nur leise die Worte zu flüstern:

»Eine Bedingung? . . . welche denn?«

»Du mußt mir gestatten, daß ich Dir neben deinem Privatglücke, welches Du mit deinem Geliebten genießest, ein anderes, viel solideres, greifbareres und vollkommneres Glück bereite.«

Norine errieth, daß ihre Tante einen neuen Angriff machen und sie abermals mit den schmachvollen Anträgen quälen wollte, die sie schon so oft hatte hören müssen.

Sie wurde auffallend blaß.

Madame Belphegor bemerkte das, ließ sich dadurch aber nicht irre machen, sondern fuhr fort:

»Du wirst mit deiner Mutter noch verhungern, wenn es so fort geht. Meiner Ansicht nach ist es nicht mehr als recht und billig, daß Du einmal etwas für die arme Frau thust, welche Dir den großen Dienst erzeigt hat, Dich zur Welt zu bringen. Sey kein ungerathenes Kind, Norine! . . . Was wird am Ende von Dir verlangt? nichts weiter als daß Du Dich glücklich machen lassen, daß Du einwilligen sollst, Spitzen zu tragen, anstatt sie auszubessern, in lauter Sammt und Seide zu gehen, eine schöne Wohnung, Juwelen, Dienerschaft und Equipage zu haben. Ich dächte, das wäre eben nichts so Schreckliches, und ich sollte meinen, Du könntest es gar nicht zurückweisen.«

»Und Julius?« rief Norine mit einem schmerzlichen Ausdrucke.

»Nun, den bekommst Du, das steht fest, da Dir einmal so viel an ihm liegt, was übrigens bald vorübergehen wird. Er kann Dir keinen Sou geben, nicht wahr? Also hat er auch kein Recht, sich darüber zu beschweren, daß Andere Dir Geld geben . . . Ueberdies wird er die schöne Rolle spielen, er wird der Herzensgeliebte seyn, der Mann, der nur um seiner selbst willen geliebt wird, und ich kann ihn daher nicht als sehr beklagenswerth betrachten. Nun, gehst Du auf meinen Vorschlag ein?«

»Wenn ich auf Ihren Vorschlag einginge, liebe Tante,« antwortete Norine mit fester, obwohl ein wenig zitternder Stimme, »und Julius käme dann noch zu mir, so würde ich ihn nicht mehr lieben, sondern nur verachten können.«

Madame Belphegor zuckte höhnisch die Achseln.

VIII.

Eine Familienscene.

Ein heftiger Sturm gohr in der Brust der schändlichen Kupplerin.

Sie sah zu ihrem nicht geringen Aerger, daß sie seit dem Beginne dieser langen Unterredung keinen Zollbreit Terrain gewonnen hatte.

Ihr zorniger Unwille war nahe daran, hervorzubrechen, aber sie hielt an sich und beschloß, noch einen Versuch zu machen.

»Sey vernünftig, Kind,« sagte sie mit sanfter und einschmeichelnder Stimme, indem sie Norinens beide Hände

ergriff und sie herzlich drückte, »sey vernünftig und überlege ein wenig.«

»Was denn?« fragte das junge Mädchen.

»Du weißt, daß deine Mutter von Natur nicht eben sanftmüthig ist und daß sie Dich zu Brei schlägt, wenn Du ihr den Kopf zu warm machst.«

»Das weiß ich,« erwiederte Norine, »und ich bin daran gewöhnt, mit ungerechter Härte von ihr behandelt zu werden.«

»Nun, dann wirst Du auch einsehen, daß, wenn meine Schwester erfährt, daß Du alle meine Vorschläge zurückgewiesen hast und Dich beharrlich weigerst, irgend etwas dazu beizutragen, um sie aus ihrer dürftigen Lage zu reißen, dies sie heftig erbittern und sie hundertmal schlimmer werden wird als ein entfesselter Teufel.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt,« entgegnete Norine, »daß ich daran gewöhnt bin, unschuldig zu leiden.«

»Bah!« rief Madame Belphegor, »das ist leeres Geschwätz. Wenn deine Mutter es darauf anlegt, wird sie Dir das Leben so schwer machen, daß Du es nicht mehr ertragen kannst.«

Norine erhob traurig ihre schönen schwermüthigen Augen und ihr stummer Blick sagte mit herzzerreißender Beredsamkeit:

»Nun, wenn ich das Leben nicht mehr ertragen kann, werde ich dort oben ein ruhiges Asyl finden!«

»Und dazu kommt noch,« fuhr Madame Belphegor fort, »daß Du deinem Julius dann für immer Valet sagen mußt. Deine Mutter wird Dir keinen Augenblick Freiheit gönnen, sie wird Dich Tag und Nacht nicht aus den Augen

lassen, und der arme Mensch wird sich zu Tode grämen, wenn er Dich nicht mehr sehen darf.«

»Ach!« flüsterte Norine, »es ist immer noch besser, er sieht mich nie wieder, als daß ich mich so tief erniedrige.«

»Du könntest die Geduld eines Heiligen erschöpfen, abscheulicher Starrkopf!« brummte Madame Belphegor; »deine Gründe sind lächerlich, purer Unsinn! . . . Aber eigentlich bin ich vielleicht selbst Schuld daran . . . ich habe mich wahrscheinlich nicht deutlich genug ausgedrückt.«

»O, ich habe Sie nur zu gut verstanden!« rief das junge Mädchen.

»Es ist nicht möglich, sonst würden wir längst einig seyn . . . Du denkst wahrscheinlich, daß ich etwas ungeheuer Schweres von Dir verlange, und daß es nie wieder ein Ende nehmen soll? Da irrst Du Dich, mein Schätzchen. Du mußt wissen, daß sich Dir in diesem Augenblicke eine herrliche Gelegenheit darbietet, eine Gelegenheit, wie sie leider nur zu selten vorkommen. Es handelt sich um einen Fremden, einen blasirten, lebensüberdrüssigen Millionär, den Du im Handumdrehen wieder aufheitern würdest, und der Dir so viel Geld dafür gibt, daß Du mit einem Schlage reich wirst. Dies verpflichtet Dich durchaus nicht für die Zukunft, Du kannst deiner Mutter mit leichter Mühe ein sorgenfreies Alter bereiten, und dein Julius wird nie etwas davon erfahren.«

Während die Kupplerin so sprach, hatten sich Norinens Stirn und Wangen mit einer dunkeln Röthe überzogen, große Thränen quollen unter ihren Augenlidern hervor und hingen wie glänzende Perlen an den langen seidenen Wimpern.

Mit einer Geberde des tiefsten Abscheues ging sie auf die Thür zu und sagte mit zitternder Stimme in einem unbeschreiblichen und unnachahmlichen Tone:

»Genug, Tante!«

Madame Belphegor ergriff sie am Arme, drehte sie mit Heftigkeit herum und rief, ihr scharf in die Augen blickend:

»Also Du willst nicht?«

»Nein, Tante.«

»Dies ist dein letztes Wort?«

»Ja.«

»Du wirst ganz gewiß nicht anderen Sinnes werden?«

»Nie!«

»Nun gut, dann magst Du im Schmutze bleiben, wo Du bist, hartnäckiges Ding, und deiner Mutter will ich reinen Wein über Dich einschenken!«

Mit diesen Worten stieß die Kupplerin, die sich jetzt nicht mehr die Mühe nahm, ihre Wuth zu verbergen, Norinen unsanft zurück, öffnete die Thür des Nebenzimmers, in welchem sich ihre Schwester befand, und sagte, indem sie zu dieser zurückkehrte:

»Wenn Du in der Welt außer deiner nichtsnutzigen Tochter weiter Niemanden hast, der Dich dem Bettelstabe entreißen könnte, dann magst Du nur in Gottes Namen den Bettelsack in Bereitschaft bringen und Dir immer im Hospital ein Bett bestellen.«

»Wie?« rief Norinens Mutter mit einer Stimme, welche durch die grimmigste Erbitterung ganz unverständlich wurde, »sie weigert sich?«

»Ja wohl!«

»Und Du hast ihr gewiß etwas Vortheilhaftes vorgeschlagen?«

»Nichts Geringeres als in Zeit von vierundzwanzig Stunden reich zu werden.«

»Und was hat sie Dir darauf geantwortet?«

»Sie hat mir geantwortet, daß sie ihren Julius liebe und daß sie eher zeitlebens darben und leiden, als Dich auf die bewußte Art unterstützen wolle . . . kurz, nichts als Albernheiten. Ich gratulire Dir, Du hast ein schönes Früchtchen an ihr erzogen!«

»Das nichtswürdige Geschöpf!« kreischte Norinens Mutter; »von meiner eigenen Hand soll sie sterben!«

Zu gleicher Zeit ergriff sie einen in einem Winkel stehenden abgebrochenen Besenstiel und stürmte ins Nebenzimmer, wo ihre Tochter sich noch befand.

»So recht,« murmelte Madame Belphegor zwischen den Zähnen; »seht wie Ihr allein mit einander fertig werdet, Ihr Kinder, ich mische mich nicht mehr hinein. Mit solchen blöden, zimperlichen Dingern mag ich nichts zu thun haben . . . ich will mich weiter umsehen. Mit der einfältigen Dirne ist die Welt noch nicht zu Ende.«

Mit diesen Worten verließ die Kupplerin die Wohnung ihrer Schwester, ging langsam und bedächtig die Treppe hinunter und stieg wieder in den sie erwartenden Miethwagen.

Als der Kutscher die Thür schloß, fragte er, wie in der Rue Saint-Lazare:

»Wohin fahren wir jetzt?«

»Rue-Taitbout Nr. 9,« antwortete Madame Belphegor.

Während das abscheuliche Weib die Rue-de-Paradis

verließ, ereignete sich in der Wohnung ihrer Schwester eine empörende Scene.

Norinens Mutter war mit ihrer improvisirten Waffe in der Hand über ihre Tochter hergefallen, die in einem dunklen Winkel des Zimmers auf den Knien lag und mit tiefer Inbrunst und erhabener Resignation zu dem Gott betete, von dem ihr noch nie Jemand etwas gesagt hatte und dessen Gebote sie nicht kannte, den ihr edles und reines Gemüth aber aus natürlichem Antriebe verehrte.

Irma — so hieß das gefühllose, schändliche Weib, die würdige Schwester der Kupplerin — drang wie eine gereizte Tigerin auf die kniende Norine ein und ergriff sie mit der linken Hand bei den Haaren.

Die prächtigen Haare lösten sich auf und die Megäre schlang sie wie ein seidenes Tau um ihren magern Knochenarm.

Sie glich in diesem Augenblicke der verkörperten Furie des Verbrechens und der Grausamkeit.

Auf ihrem blassen Gesichte zeigten sich hier und da bläuliche Flecken, ihre grauen Katzenaugen waren mit Blut unterlaufen und ein weißlicher Schaum trat auf ihre verzerrten Lippen.

Mit roher Heftigkeit riß sie Norinen an ihren schönen Haaren empor, daß sie laut aufschrie.

Dieser Schrei schien die Wuth des schändlichen Weibes zu verdoppeln, und sie begann mit ihrem Besenstiele auf das arme Kind loszuschlagen.

Die furchtbaren Schläge fielen mit einem dumpfen Geräusch auf den zarten Körper nieder und bedeckten ihn mit breiten dunklen Striemen.

Bei jedem Schlage entfuhr ein lauter Schmerzensschrei den zitternden Lippen des armen Kindes, das sich vergebens unter der entsetzlichen Mißhandlung sträubte und krümmte, und nach jedem Schrei schlug die entartete Mutter noch stärker als zuvor.

Nach und nach wurde das Geschrei immer schwächer und es verwandelte sich allmälig in ein leises Stöhnen, das immer schwächer und schwächer wurde, bis es endlich ganz verstummte.

Das Gefühl des Lebens und des Schmerzes schien aus dem gemarterten Körper, auf den die Rabenmutter ununterbrochen losschlug, entwichen zu seyn.

Endlich wurde das Scheusal müde und rollte die Haare des unglücklichen Mädchens von ihrem Arm los.

Da der Körper jetzt nicht mehr gehalten wurde, schwankte er einen Augenblick hin und her und fiel endlich bewußtlos zu Boden.

Norine war ohnmächtig geworden.

IX.

Die beiden Schwestern.

Wir fürchten, daß man uns nach Lesung des Auftritts, mit welchem das vorige Capitel schließt, beschuldigen wird, daß wir an solchen Gräuelscenen Vergnügen finden und unsere Farben zu stark auftragen.

Dieser Vorwurf würde leider ein unverdienter seyn.

Wir sagen leider, und wir sagen es mit Absicht.

Es würde in der That ein Beweis seyn, daß wir auf unsern Ruf als Sittenzeichner wenig Werth legten, wenn

Jemand uns überführen könnte, daß wir die moderne Gesellschaft verleumdeten und daß sie in der Wirklichkeit besser sey, als wir sie in unsern Werken schildern.

Allein dem ist nicht so.

In Ermanglung eines glänzenden Styles und einer interessanten Darstellungsweise, die uns vielleicht fehlen, haben wir wenigstens das unstreitbare Verdienst, daß wir viel beobachten und richtig beobachten.

Alle Figuren, welche unser Werk (ein liliputischer Ameisenhaufen, wenn man will) beleben, haben in natura vor uns gestanden, und wir zeichnen keine Maske, sondern lebende Porträts.

Die Helden unserer Romane mögen mikroskopische Gestalten seyn, jedenfalls aber existiren sie.

Wir sind sehr oft angegriffen worden, und wir haben uns nie vertheidigt.

Mehr als einmal aber haben die Ereignisse unsern Gegnern zum Trotz unsere Behauptungen vollkommen bestätigt.

Was hat man nicht Alles von den »Rittern vom Landsknecht« gesagt?

Man hat behauptet, daß die Pariser Salons ihre Thüren nie und nimmermehr einer ganzen Bande von Freibeutern und unechten Cavalieren geöffnet hätten, die an den aristokratischesten Spieltischen im Trüben fischten und mit den Leimruthen ihrer geschickten Manöver eine Menge unerfahrner und reicher junger Leute fingen.

Und siehe da, wenige Tage vor dem Sturme von 1848 in dem Augenblicke, als die letzten Bogen der »Ritter vom Landsknecht« noch feucht aus der Presse kamen, wurde in

Chantilly der Adjutant eines königlichen Prinzen mit gezeichneten Karten in der Hand und die Taschen mit unredlich erworbenem Gelde gefüllt, verhaftet, und scandalöse Prozesse entrollten vor dem Zuchtpolizeigericht und dem Assisenhofe Scenen, welche den Capiteln unseres kaum beendigten Romans entlehnt zu seyn schienen.

Hat man nicht auch bezüglich der »Sünderinnen« (»Pivoine,« »Mignonne«) behauptet, daß wir es unternommen hätten, die Courtisanen zu rehabilitiren?

Und Gott weiß es, daß Niemand eine größere Verachtung und weniger Nachsicht gegen die Frau empfindet, die sich verkauft, als wir, wenn wir auch auf der andern Seite das arme Geschöpf, das aus wahrer Liebe fehlt, innig bemitleiden.

Hat man nicht gesagt und geschrieben, daß der Baron von Maubert einer der unheimlichen Heroen der »Bekenntnisse eines Abenteurers,« des »Vicomte Raphael« und auch »der Nachtvögel,« eine erdichtete Figur und daß die Mittel, durch welche er Raphael von sich abhängig erhält, im wirklichen Leben noch nie vorgekommen seyen?

Und siehe da, den Tag vorher, als an der Porte Saint-Martin ein Drama an uns aufgeführt wurde, das den »Bekenntnissen eines Abenteurers« entlehnt war und dessen Hauptperson Maubert war, wurden an den Assisen einer Provinzialstadt ganz ähnliche Vorfälle verhandelt, und Theophile Gautier, der poetische Kritiker, der aus seinem unbestreitbaren und unbestrittenen Talent ein seltenes Wohlwollen gegen jedes gewissenhaft studirte Werk schöpft, erwähnte dieses Umstandes im Feuilleton der »Presse.«

Wir danken ihm hiermit herzlich dafür.

Kurz und gut, wir verleumden Niemanden.

Wir beobachten und schreiben das Resultat unserer Beobachtungen nieder.

Ist es denn unsere Schuld, daß die moderne Gesellschaft durch und durch verdorben ist?

Ist es unsere Schuld, wenn Paris eine entsittlichte Stadt ist?

Ist es unsere Schuld, daß hier Alles käuflich ist, selbst die Gewissen, selbst die Ehre, selbst die Liebe?

Ist es unsere Schuld, daß die Mütter ihre Töchter verkaufen?

Ist es unsere Schuld, wenn fünfzehnjährige Mädchen sich für indische Shawls, Spitzen und Sammetkleider selbst verkaufen?

O Paris, du irdische Hölle, du Stadt aller Ausschweifungen und Sünden, das Feuer des Himmels wird dereinst über dich kommen, wie über Sodom und Gomorrha!

Und dies wird Gerechtigkeit seyn.

Und man wird Salz streuen über den Boden, auf dem du gestanden hast!

Irma Picard, Norinens Mutter, war fünfzig Jahre alt.

Der ganze Zweck ihres Lebens war von jeher der Wunsch reich zu werden.

Dieser Wunsch aber war bis jetzt vereitelt worden.

Wir wollen sagen wie und warum.

Irma Picard und ihre würdige Schwester Madame Belphegor hatten in einer Hausmeisterloge das Licht der Welt erblickt.

Ihr Vater, der tugendhafte Dujonquoy, öffnete den

friedlichen Bewohnern eines alten Hauses in der Rue du-Pas-de-la-Mule, im Marais, die Thür.

Dieser Dujonquoy war Witwer und er hatte sich nach Kräften bemüht, seinen beiden Töchtern die vortrefflichen Grundsätze der lautersten Moral einzuprägen.

Leider aber hatte er in einen unfruchtbaren Boden gesäet.

Sey es, daß die verstorbene Frau Dujonquoy in ihren jungen Jahren unbeständig gewesen war, und daß ihr Hausmeistergemal keinen andern Beweis für seine doppelte Vaterschaft geltend machen konnte, als das in unseren Gesetzbüchern aufgezeichnete Axiom: Is pater est, quem nuptiae demonstrant, oder waren die Tugenden des Vaters nicht als ein geistiges Erbtheil auf seine Töchter übergegangen, kurz die beiden Schwestern Dujonquoy waren schon in ihrer Kindheit wahre Ausbunde von Sündhaftigkeit und schlimmen Neigungen.

Josephine, die ältere, diejenige, welche später unter dem angenommenen Namen Madame Belphegor eine eigenthümliche Art von Berühmtheit erlangen sollte, war in ihrem sechzehnten Jahre ein hübsches, volles und frisches Mädchen, mit runden blühenden Wangen und schelmischen Augen.

Sie besaß mit einem Worte die Schönheit, welche man die »Schönheit des Teufels« zu nennen pflegt.

Dazu denke man sich ein leicht entzündliches Herz und eine lebhafte, verdorbene Phantasie, und man wird unschwer einsehen, daß Josephine sich in der räucherigen Stube, welche dem guten Papa Dujonquoy zur Wohnung diente, nicht an ihrem Platze fühlte.

Eines Morgens verschwand sie denn auch plötzlich.

Man suchte sie überall, aber sie war nirgends zu finden.

Josephine war auf Reisen gegangen.

Sie begleitete einen jungen commis voyageur, der sie durch seine Eroberermiene und durch seine südliche Beredsamkeit bezaubert hatte, auf seinen Wanderungen durch Frankreich.

Wir werden später sehen, wie sie durch verschiedene Verwandlungen nach und nach Madame Belphegor geworden war.

X.

Eine eigennützige Liebe.

Als der alte Hausmeister die Gewißheit erlangt hatte, daß seine älteste Tochter für immer verschwunden war, bemächtigte sich seiner ein so tiefer Gram, daß er krank wurde und starb.

So war nun Irma eine Waise, ohne andere Aufsicht als die sehr unzureichende von Seiten einer Schwester ihres Vaters, einer selbstsüchtigen und böswilligen alten Jungfer.

Irma hätte das Beispiel ihrer Schwester nur zu gern nachgeahmt; allein es war wenig Aussicht vorhanden, daß sich ihr eine Gelegenheit dazu darbieten werde, denn sie war eher häßlich als hübsch.

Sie war lang, hager, hatte schwarze Haare, große Füße und Hände und dabei ein unfreundliches, abstoßendes Gesicht.

In Ermanglung eines Bessern ging sie zu ihrer Tante.

Diese würde sie am liebsten aus der Thür geworfen haben, wenn sie es gewagt hätte.

Indessen sorgte sie wenigstens dafür, daß sie sie sobald als möglich wieder los wurde.

Zu dem Ende brachte sie sie zu einer Spitzenflickerin, die sich bereit erklärte, ihr gegen eine mäßige Vergütung ihre Kunst zu lehren.

Hierauf lebte Irma von ihrem fünfzehnten bis zum dreißigsten Jahre von ihrer Nadel, das heißt sehr dürftig, wie alle Pariser Arbeiterinnen, die keine anderen Hilfsquellen haben, als eben nur ihrer Hände Arbeit.

Was Irma während dieser langen Zeit litt, und zwar nicht allein unter ihrer Armuth, sondern auch in Folge des bittern Grolles gegen das Schicksal, der sich in ihrem Herzen ansammelte, läßt sich nicht beschreiben.

Ihre Beschäftigung brachte sie natürlich mit einer großen Menge Frauen in Berührung.

Diese waren theils Modistinnen, welche mit ihrem Geschäft meist noch einen ganz andern Erwerbzweig verbanden, theils vornehme Damen oder Courtisanen.

Die Modistinnen, welche von Natur bekanntlich sehr gesprächig sind, erzählten Irma eine Menge Anekdoten, welche der Unglücklichen klar bewiesen, daß mit ein wenig Frische und Schönheit und einem gewissen Grade von Gewandtheit nichts leichter war, als in Paris zu Reichthum zu gelangen.

Irma aber war, wie gesagt, häßlich und sie hatte keine Aussicht, jemals den Tantalusbecher ihren Lippen zu nähern.

Der Verkehr mit den vornehmen und reichen Damen, sowie mit den Courtisanen verschaffte ihr auf der andern Seite einen Blick in dieses glänzende, üppige Leben des Vergnügens und der Liebe, das ihr für immer verschlossen bleiben sollte.

Irma fügte sich nur mit bitterem Grolle den Nothwen-

digkeiten ihrer Lage und ihre Existenz war eine beständige Auflehnung gegen das, was sie die Ungerechtigkeit des Schicksals nannte.

Sie würde mit Freuden ihre Seele verkauft haben, wenn sie sich dadurch hätte den Genuß verschaffen können, einen Tag lang an den fröhlichen Gelagen der Glücklichen Theil zu nehmen.

Aber es ist notorisch erwiesen, daß der Teufel seit den phantastischen Zeiten des Mittelalters einen solchen Handel nicht mehr eingeht.

Als Irma ihr dreißigstes Lebensjahr erreichte, wurde ihre ganze Existenz durch ein wichtiges Ereigniß plötzlich verändert.

Dieses Ereigniß war folgendes:

In dem nemlichen Hause mit Irma wohnte ein Schneidergeselle, Namens Picard, von Ansehen ein hübscher Mensch, aber ein vollkommener Taugenichts, der überdies einige Jahre jünger war als sie.

Dieser Picard arbeitete gewöhnlich nur drei Tage in der Woche. Die ganze übrige Zeit widmete er dem Vergnügen und dem Müßiggange.

Inmitten der bacchantischen und andern Zerstreuungen dieses permanenten Carnevals dachte jedoch der Schneider zuweilen daran »ein Ende zu machen.«

Unter diesem Ausdrucke verstand er die eheliche Verbindung mit einem Mädchen, gleichviel welchem, vorausgesetzt, daß sie ein hübsches Capitälchen besaß, welches leicht zu realisiren war und über das sie ihn nach seinem Belieben schalten und walten ließ.

Picard beabsichtigte dieses Geld zuvörderst durchzubringen, und wenn es zu Ende war, sein müßiges und unregel-

mäßiges Leben fortzusetzen, indem er sich von seiner Frau erhalten ließ, welche Tag und Nacht arbeiten sollte, während er gar nichts mehr thun wollte.

Derartige Speculanten sind in Paris viel häufiger, als man gewöhnlich glaubt.

Wir haben schon gesagt, daß Irma's höchster Lebenszweck der Reichthum war, und in Folge dessen arbeitete sie mit rastlosem, unermüdlichen Eifer, da ihr kein anderer Weg zur Erreichung dieses Zieles offen stand.

Der Lohn für weibliche Handarbeiten aber ist so gering, daß Irma bei allem Fleiße eben nur so viel verdiente, als sie brauchte, um einigermaßen anständig zu leben, und sie hatte noch keinen Thaler zurücklegen können.

Dies war die Wahrheit, die man aber in dem Hause, das sie bewohnte, nicht kannte, und da Jedermann ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit sah, so galt sie allgemein für wohlhabend.

Von den Muthmaßungen ging man sehr bald zu Behauptungen über, und die Hausmeisterin versicherte auf Ehre, daß Irma in irgend einem Winkel einen alten wollenen Strumpf verborgen habe, der bis über die Wade mit blanken einfachen und doppelten Napoleons gefüllt sey.

»Sie hat wenigstens sechstausend Franken bares Geld,« betheuerte die Hausmeisterin.

»Ein schöner Thaler!« riefen einige Gevatterinnen.

Noch an dem nemlichen Abende verbreitete sich im ganzen Hause das Gerücht, Irma Dujonquoy besitze Renteninscriptionen auf das große Buch, und ihr einstiger Gatte — vorausgesetzt, daß sie sich noch entschloß, einen solchen zu nehmen, werde ganz gemächlich von den Zinsen ihres Vermögens leben können.

Diese lockenden Gerüchte kamen auch Picard zu Ohren.

Er horchte auf und dachte bei sich, daß jetzt der Augenblick günstig sey, um »ein Ende zu machen,« wie er sich auszudrücken pflegte.

Er kannte Irma schon von Ansehen.

»Sie ist häßlich wie die Nacht,« sagte er zu sich selbst, »aber sie hat Geld, und für Geld würde ich den Teufel selbst heirathen. Bei dem einnehmenden Aeußern, das mir der Himmel verliehen hat, brauche ich mich nur vorzustellen, um ihr zu gefallen und ihr Herz zu entzünden, das unterliegt keinem Zweifel. Stellen wir uns also vor. Bis zum Tage nach der Hochzeit, inclusive, muß ich mit ihr herumziehen, dann aber soll ein wahres Götterleben beginnen. Welche sardanapalischen Genüsse! . . . Wie will ich essen und trinken und rauchen und lieben, mich allen Freuden der Schöpfung hingeben, und dies Alles für die Thaler der Alten! . . . Es lebe die Alte und ihre Thaler!«

So dachte Picard und sein Entschluß war bald gefaßt.

Er ging unverzüglich ans Werk, um denselben auszuführen.

Da er als Schneider sehr wohl wußte, wie die körperlichen Vorzüge eines Mannes durch einen eleganten Anzug gehoben werden, wäre dieser Mann auch ein Antinous oder ein Apoll, fertigte er sich vor allen Dingen einen wahren Musteranzug, auf den er die größte Sorgfalt verwendete.

Dieser Anzug bestand aus einem Frack vom feinsten blauen Tuche mit spiegelblanken Knöpfen, der Picards wohlproportionirte Arme und schlanke Taille im vortheilhaftesten Lichte zeigte, nebst dazu passenden Beinkleidern und Weste.

Als der Anzug fertig war, legte Picard ihn an und ging auf den Boulevard, um den Effect desselben zu versuchen.

In jede Glasthür der eleganten Läden warf er einen Blick, um sein Ebenbild zu betrachten, welches in ganzer Figur reflectirt wurde, und bei jedem solchen Blicke mußte er sich sagen, daß er unwiderstehlich sey.

In dieser Geistesstimmung begab er sich dann zurück in das Haus der Rue-du-Mail, wo Irma Dujonquoy damals wohnte, die gewiß keine Ahnung davon hatte, daß ein hübscher junger Mann sich um ihretwillen so viel zu schaffen machte.

XI.

Eine Heirath aus Liebe.

Während indessen Picard die Treppe hinaufging, fiel ihm ein, daß es eigentlich doch nicht klug und weise gehandelt sey, wenn er urplötzlich vor Irma hintrat und ihr ohne weiters zurief:

»Da bin ich . . . sieh' mich an, liebe mich und heirathe mich!«

Wenn er so voreilig zu Werke ging, konnte er das Gelingen seiner Heirathspläne ernstlich gefährden.

Es handelte sich nur darum, daß er einen plausiblen Vorwand ersann, um mit der Spitzennätherin genauere Bekanntschaft anzuknüpfen.

Picard dachte auf einen solchen Vorwand.

Sein erfinderischer Kopf war äußerst fruchtbar an Schelmenstreichen, und wir müssen ihm denn auch die Ge-

rechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht lange zu suchen brauchte.

Binnen weniger als drei Minuten war sein Plan gemacht und er begann unverweilt ihn in Ausführung zu bringen.

Irma wohnte im dritten Stock; Picard hatte sein Domicil noch vier Etagen höher, das heißt unter dem Dache.

Hier bewohnte er eine Mansarde, deren Ameublement aufzuzählen uns sehr schwer werden würde, weil — gar keines vorhanden war.

Picard erstieg langsam die drei ersten Treppen.

Als er den Absatz erreicht hatte, auf dem sich Irma's Thür befand, glitt er absichtlich aus und fiel möglichst geräuschvoll einige Stufen hinunter.

Hierauf stieß er alsbald ein klägliches Gewimmer aus, als ob er von seinem Falle mehr als halb todt wäre.

Picard mußte einen sehr richtigen Scharfblick haben, denn seine Voraussetzungen gingen Punkt für Punkt in Erfüllung.

Nach Verlauf einer Minute wurde Irma's Thür geöffnet und die Spitzennätherin erschien mit ihrem Lämpchen in der Hand auf der Schwelle.

Wir haben vergessen zu sagen, daß es neun Uhr Abends war.

Picard winselte und stöhnte immer kläglicher.

Irma beleuchtete das Gesicht des Verunglückten, der dem Tode nahe zu seyn schien, mit ihrer Lampe, und sie erkannte sogleich den Schneider aus dem siebenten Stock.

Ihr dreißigjähriges Herz begann laut zu klopfen, denn sie hatte das hübsche Gesicht und die einnehmende Gestalt

Picards schon oft bewundert, wenn sie ihm auf der Treppe begegnete.

So oft sie ihn sah, hatte sie jedesmal seufzend bei sich gedacht:

»Ach, wenn ich jung und hübsch wäre!...«

»Wie? Sie sind es, Herr Nachbar?« flüsterte sie mit bewegter Stimme.

»Ach ja, Mademoiselle,« erwiederte Picard in kläglichem Tone.

»Was ist Ihnen denn begegnet?«

»Ich bin fehl getreten und gefallen.«

»Haben Sie sich dabei wehe gethan?«

»Ja wohl.«

»Wahrscheinlich haben Sie sich auch verletzt?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Doch nicht ernstlich?«

»Ich fürchte es sehr.«

»O Sie Armer!« rief Irma. »Soll ich nach einem Wundarzte gehen?... es wohnt einer hier ganz in der Nähe.«

»Ich danke Ihnen herzlich, Mademoiselle, aber Sie sollen sich um meinetwillen nicht incommodiren...«

»Sie können aber doch nicht hier liegen bleiben?«

»Allerdings nicht.«

»Was wollen Sie denn thun?«

»Wenn Sie die Güte hätten, mir Ihre Hand zu reichen, würde ich versuchen aufzustehen.«

»O, mit dem größten Vergnügen... hier ist sie... aber nehmen Sie sich ja recht in Acht!

Picard ergriff, im Stillen über das vollständige Gelingen seiner List lächelnd, Irma's Hand und richtete sich nach einigen scheinbaren Anstrengungen wieder empor.

»Können Sie auch gehen?« fragte die mitleidige Nätherin.

»Ich hoffe es... wir werden ja sehen.«

Picard versuchte es einen Schritt zu thun.

Aber er zog sogleich unter neuem Gestöhn den Fuß wieder empor.

»Allmächtiger Gott!« rief Irma, »Sie haben am Ende ein Bein gebrochen!«

»Vielleicht ist es nur eine Verrenkung,« entgegnete Picard.

»Wollen Sie einen Augenblick zu mir herein kommen?«

»Ich wagte es nicht, Sie darum zu bitten, Mademoiselle... da Sie es mir aber anbieten, nehme ich es dankbar an.«

Auf Irma's Arm gestützt, hinkte Picard triumphirend in die Wohnung, in welcher er bald den Herrn zu spielen gedachte.

Irma beeilte sich ihm einen Stuhl zu bringen.

»Setzen Sie sich schnell nieder,« sagte sie, »und untersuchen Sie Ihr Bein.«

Während Picard seinen lackirten Stiefel und seinen weißen Strumpf auszog, warf er einen neugierigen und forschenden Blick in dem Zimmer umher, in welchem er sich befand.

Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte es Irma nach und nach dahin gebracht, sich ganz behaglich einzurichten.

Das Stübchen war einfach, aber recht nett möblirt und sehr sauber gehalten; man konnte sich in jedem Möbel spiegeln.

»Alles zeugt von behaglichem Wohlstande,« dachte Pi-

card mit geheimer Freude; »sie hat gewiß in jedem Schubkasten dieser Nußbaumcommode Geld verborgen!«

»Nun?« fragte Irma, »wie befinden Sie sich jetzt?«

»Besser, Mademoiselle, viel besser. Im ersten Augenblicke war der Schmerz so heftig, daß ich die Sache für weit schlimmer hielt als sie ist. Ich sehe jetzt, daß ich mich nur ein wenig aufgeschlagen habe . . . die Verletzung ist ganz unbedeutend.«

»Das freut mich!« rief Irma mit unwillkürlicher Wärme.

»Sie sind zu gütig, Mademoiselle, daß Sie mir eine so innige Theilnahme schenken,« flüsterte Picard mit einem sentimentalen Ausdrucke.

Irma erröthete bis über die Stirn.

»Ich werde nie vergessen, Mademoiselle,« setzte Picard, ihre Hand ergreifend, hinzu, »was Sie diesen Abend an mir gethan haben!«

Mit diesen Worten drückte er einen feurigen Kuß auf die magere Hand, welche Irma ihm willig überließ.

Dieser Kuß durchrieselte den ganzen Körper der Nätherin mit einem Wonneschauer.

Dieser Kuß, der erste, den sie in ihrem Leben erhielt, verschaffte ihr gewissermaßen einen Vorgeschmack von der himmlischen Seligkeit, nach der sie sich so oft gesehnt hatte, die ihr aber bis jetzt unbekannt geblieben war.

Picard bemerkte den Eindruck, den er hervorgebracht hatte, sehr wohl, und er errieth, daß die Partie, welche er unternommen, schon gewonnen war.

Aber er war ein zu schlauer Patron, als daß er an diesem Abende hätte weiter gehen sollen.

Nach einem bedeutungsvollen und beredten Still-

schweigen von mehren Minuten sagte er, daß sein Fuß ihn nicht mehr schmerze, und nahm Abschied von Irma, wobei er sie um die Erlaubniß bat, ihr am nächsten Morgen wiederholt seinen Dank aussprechen zu dürfen.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß ihm dies bereitwilligst zugestanden wurde.

Picard begab sich nun hinauf in seine Dachkammer und schwelgte im voraus im Genusse der zügellosen Orgien, an deren Flammen die Ersparnisse der Spitzennätherin bald schmelzen sollten.

Auch Irma erging sich in süßen Träumen.

Für's Erste arbeitete sie diesen Abend nicht und ließ die Spitzen, die sie am Morgen auszubessern begonnen hatte, zum ersten Male unvollendet liegen.

Die Lippen eines schönen jungen Mannes hatten ihre Hand berührt und sein Blick hatte mit Wohlgefallen auf ihr geruht.

Dies war durchaus keine Illusion, es war Wirklichkeit, es war ein unbestreitbares Factum.

Sie eilte an ihren kleinen Spiegel, um sich darin zu betrachten, und da ihr derselbe ein unfreundliches, häßliches Gesicht zeigte, konnte sie nicht umhin, ihn für trügerisch zu halten.

Sie schloß die ganze Nacht kein Auge und am folgenden Morgen war sie schon mit Tagesanbruch wieder auf.

Picard hatte ihr ja seinen Besuch angekündigt.

Mit ängstlicher Sorgfalt ordnete sie Alles in ihrem Zimmer und ließ kein Stäubchen auf den Möbeln.

Dann ging sie aus und kaufte ein Paar Blumensträuße für die beiden abscheulich bemalten Vasen, welche auf dem Caminsims zu beiden Seiten einer Stutzuhr zu fünf-

undzwanzig Franken thronten, welche nie länger als zehn Minuten ging, obgleich sie regelmäßig jeden Morgen aufgezogen wurde.

Als diese Vorbereitungen getroffen waren, erwartete Irma mit glühenden Wangen und hochklopfendem Herzen ihren Besuch.

Gegen Mittag endlich ertönte ein leises Klopfen an der Thür.

»Herein!« rief Irma mit bebender Stimme.

Es war Picard.

Er trug, wie am vorigen Tage, seinen nagelneuen blauen Frack.

Als Jupiter in seinem vollen Glanze vor den geblendeten Augen Semele's erschien, machte er gewiß keinen größeren Eindruck auf die Sterbliche, als Picard auf Irma's bezauberten Blick.

Nun denke man, wie ihr erst zu Muthe ward, als sie an ihrem Glücke nicht mehr zweifeln konnte!

Die Flamme, welche in ihrer Brust glühte, wurde erwiedert.

Picard liebte sie, und er sagte es ihr.

Er betheuerte es ihr in den feurigsten Ausdrücken, welche im Kopfe und im Herzen der Nätherin eine förmliche Feuersbrunst entzündeten!

Sie hätte sich ihm gewiß gern auf der Stelle hingegeben, und sie konnte sich so wenig beherrschen, daß sie es ihm deutlich genug zu verstehen gab.

Picard aber hütete sich wohl, diesen vorzeitigen Wonnetaumel zu benutzen.

Er machte der ungestümen Irma bemerklich, daß die Achtung seine Liebesglut dämpfe.

Er wollte nur von einer rechtmäßigen Leidenschaft etwas wissen, er wünschte ein solides und beständiges Glück!... Irma sollte nicht auf einige Tage seine Geliebte werden, sondern seine Gefährtin durch das ganze Leben!

Kurz, sie sollte nicht eher als nach einer gesetzlichen und vor Zeugen geschlossenen Verbindung sein werden.

Picard's Tugendhaftigkeit erfüllte Irma mit namenloser Wonne.

Was für ein musterhafter Ehemann mußte ein so leidenschaftlicher und doch so züchtiger und gewissenhafter Anbeter werden!...

Ihr Lebensglück war gesichert.

Dieses Glück mußte jedoch so bald als möglich vollkommen werden.

Die Trauung wurde auf einen bestimmten Tag festgesetzt und Beide versprachen einander, vorher gegen Niemanden von der Sache zu sprechen, um das Geschwätz der bösen Zungen möglichst zu vermeiden.

XII.

Ein Mutterherz.

Die Töchter Eva's öffnen den Worten der Liebe mit beklagenswerther Leichtigkeit das Ohr.

Dies ist eine eben so alte Wahrheit wie der erste Sündenfall unserer ersten Mutter.

Die armen Frauen, sie schenken den schmeichelnden und liebkosenden Reden, die ihnen ein geliebter Mund leise zuflüstert, ohne Besinnen Glauben!

Irma ging wie alle Anderen in die lockende Schlinge. Sie ging sogar noch ein wenig schneller und blinder hinein als Andere.

Sie glaubte Alles, was Picard ihr gesagt hatte.

Sie überredete sich, daß sie jung, schön und geliebt sey.

Einige verfängliche Fragen, die sich der arglistige Schneider in Bezug auf ihr Vermögen erlaubte, vermochten nicht, ihr die Augen zu öffnen.

Allerdings hatte sie eine unbestimmte Ahnung, daß Picard sie für wohlhabender halte, als sie es wirklich war; aber eine geheime Stimme befahl ihr, den Geliebten über diesen Punkt nicht zu enttäuschen und sie gab ihm daher ausweichende Antworten, welche Picard in seinen Illusionen bestärkten.

Kurz, das Pärchen ließ sich aufbieten und nach Verlauf der gesetzlichen Frist brach endlich der Hochzeitstag an, viel zu spät für beide Gatten, die ihn sehnsüchtig herbeiwünschten, sie aus Liebe, er aus Habgier.

Das verhängnißvolle »Ja« wurde beiderseits ausgesprochen und Maire und Priester weihten eine Verbindung, zu welcher Gott nicht seinen Segen gab.

Picard, für den seine Verheirathung ein förmlicher Handel war, erfüllte indessen wenigstens eine Bedingung dieses Handels gewissenhaft.

Mit heldenmüthiger Ueberwindung genügte er der ersten und undankbarsten seiner ehelichen Pflichten.

Er wußte ja, daß der Honigmond seiner Frau nur eine einzige Nacht dauern würde.

Wonneberauscht schlief Irma ein.

Doch schon der nächste Morgen brachte ihr die Enttäuschung, denn Picard zeigte sich ihr sogleich wie er war.

Er trat als Herr und Gebieter auf und sagte Irma, daß er allein das gemeinschaftliche Vermögen verwalten wolle.

Er setzte hinzu, daß er eine vortheilhafte Anlage des Geldes im Auge habe und daß er daher, um eine so günstige, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit nicht zu versäumen, sie bitten müsse und ihr nöthigenfalls befehle, ihm augenblicklich die Capitalien einzuhändigen, welche sie besitze.

Irma erbleichte.

Wir wissen schon, daß sie keine Capitalien besaß.

Sie enthüllte stammelnd einen Theil der Wahrheit; Picard aber wollte ihr nicht glauben.

Sie legte ihm nun ein vollkommenes, unumwundenes Geständniß ab und schwur bei Gott und allen Heiligen, daß sie so arm sey wie Hiob.

Der unglückliche Picard ließ sich dadurch noch nicht überzeugen; er erklärte seiner weinenden Ehehälfte, er könne es nicht leiden, wenn eine Frau vor ihrem Manne Geheimnisse habe, und er werde schon Mittel und Wege finden, um sie zum Sprechen zu bringen.

Ein Stock, den er drohend über seinem Kopfe schwang, erläuterte den dunklen Sinn seiner Worte.

Da aber Irma ihm nichts verhehlte, konnte sie ihm auch nichts gestehen.

Jetzt beschrieb der Stock schwirrend einen Halbkreis und fiel zu wiederholten Malen auf den schmerzenden Rücken der Unglücklichen nieder, die auf die Knie fiel und ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß.

Nachdem sich Picard einige Minuten lang dieser an-

strengenden Leibesbewegung hingegeben hatte und fühlte, daß sein Arm müde wurde, ließ er seine Frau am Boden liegen und entfernte sich.

Am Abend kam er fast total betrunken wieder nach Hause.

Die Scene vom Morgen begann aufs neue.

Die nemlichen Fragen und die nemlichen Antworten, worauf der Stock abermals seine Rolle spielte.

So ging es drei Tage hintereinander.

Nach Verlauf dieser drei Tage sah Picard wirklich ein, daß Irma ihm keine Unwahrheit gesagt hatte, und daß sie wirklich keinen rothen Heller besaß.

Der Schneider war also »geleimt« . . . Dieses Ausdrucks, welcher dem Vocabularium des edlen Billardspiels entlehnt ist, bediente er sich selbst in gegenwärtigem Falle.

Das war eine schmerzliche Erfahrung.

Doch unser Schneider ergab sich in das Unvermeidliche und beschloß, wenigstens den größtmöglichen Nutzen aus seiner Lage zu ziehen.

Zuvörderst zerschlug er den Stock, den er hinfüro nicht mehr anzuwenden gedachte, auf dem Rücken seiner Frau in eine Unzahl kleiner Stücke.

Dann ließ er, während sich die unglückliche Irma zu einer mitleidigen Nachbarin flüchtete, einen Trödler kommen und verkaufte an ihn den gesammten Inhalt der Wohnung an Möbeln und Effecten.

Mit dem Erlöse dieses Verkaufs verließ er das Haus, und man hörte nie wieder etwas von ihm.

Als die arme Irma in ihre Wohnung zurückkam, fand sie nur noch die kahlen Wände.

Wir versuchen es nicht, weder ihre Verzweiflung, noch

ihre Flüche und Verwünschungen zu schildern, denn mit Worten wäre dies nicht möglich.

Irma miethete nun eine chambre garnie und nahm ihre Handarbeit wieder auf, welche durch die Stürme der Ehe auf einen Augenblick unterbrochen worden waren.

Leider aber war sie noch nicht am Ziele ihrer Leiden.

Nach ungefähr vier Wochen bemerkte sie, daß sie sich in interessanten Umständen befand.

Picard hatte ihr also doch ein Andenken zurückgelassen.

Andere Frauen würden diese Entdeckung gewiß als ein Glück betrachtet haben, wie traurig auch ihre Lage hätte seyn mögen. Sie würden gedacht haben, daß der kleine Engel, den sie zur Welt bringen sollten, sie durch sein unschuldiges Lächeln trösten und ihnen das freudenleere Daseyn einigermaßen erheitern werde.

Nicht so Irma.

Sie fluchte ihrem Schooße, weil er fruchtbar gewesen war; sie fluchte dem unschuldigen kleinen Wesen, das sie unter dem Herzen trug.

Alles was sich thun läßt, um die Geburt eines Kindes zu verhindern, wurde von Irma versucht.

Es war Alles umsonst.

Genau neun Monate nach ihrer Verbindung mit Picard gebar sie ein kleines Mädchen.

Gerne hätte die entartete Mutter das Kind bei der Geburt mit eigener Hand erwürgt, und nur die Furcht vor dem Schaffot hielt sie davon ab.

Ohne diese heilsame Furcht würde Honorine nicht am Leben geblieben seyn, denn so wurde das arme Kind

getauft, das schon vor seiner Geburt dem Unglücke geweiht war.

Es vergingen zehn Jahre.

Das kleine Mädchen wuchs heran, obgleich sie durch Entbehrungen aller Art gemartert wurde, und versprach einst schön und lieblich zu werden.

Irma aber, die ihre Tochter haßte, war die Letzte, welche die entstehende Schönheit und Anmuth bemerkte.

Sie schlug Norinen beständig und gab ihr kaum halb satt zu essen.

Das arme Kind gewöhnte sich nach und nach an die Entbehrungen; sie gewöhnte sich im vollen Sinne des Wortes daran zu hungern.

Merkwürdigerweise blieb sie aber dabei eben so frisch und munter, als ob es ihr an nichts gefehlt hätte.

Eines Tages — Norine war damals höchstens eilf Jahre alt — hatte Irma eine fertige Arbeit fortgetragen, und kehrte langsam über die Boulevards zurück.

Hier begegnete sie einer prächtig gekleideten Dame, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrer vor langen Jahren verschwundenen Schwester Josephine hatte.

Irma ging dieser Dame nach, und als sie dieselbe vom Boulevard in eine Seitenstraße einbiegen sah, redete sie sie ohne weiteres an.

Irma war mehr als einfach gekleidet, ihr ganzes Aeußere verrieth ihren niederen Arbeiterstand.

Josephine — denn sie war es wirklich — verdroß dieses unerwartete Zusammentreffen mit ihrer Schwester

nicht wenig, und sie würde gern ihre Identität abgeläugnet haben.

Allein die Sache kam ihr zu unverhofft, und es fehlte ihr an der nöthigen Geistesgegenwart.

»Ei sieh da, Irma,« sagte sie mit kalter Gleichgiltigkeit, »Du siehst ja schrecklich ärmlich aus!«

»Und Dir scheint es sehr wohl zu gehen?« erwiederte Irma.

»O ja, ich kann nicht klagen. Aber sag' mir doch, Schwester, was treibst Du denn?«

»Ich beschäftige mich mit Spitzenausbessern.«

»Das ist ein trauriger Erwerbszweig.«

»Ja wohl ist es das! . . . Und was thust Du, Josephine?«

»Ich bin von reichen Männern unterhalten worden und so fehlt es mir jetzt an nichts.«

»Du bist also sehr glücklich?«

»O ja, so ziemlich.«

»Bei mir ist es anders, ich habe in der Welt kein Glück gehabt.«

»So?«

»Ja, laß Dir nur erzählen.«

Und mit kurzen Worten erzählte Irma ihrer Schwester die lange Geschichte ihres Mißgeschicks.

»Das Unglück scheint Dich wirklich mit großer Hartnäckigkeit verfolgt zu haben,« bemerkte Josephine, als Irma mit ihrer Erzählung zu Ende war.

»Ja wohl,« erwiederte Letztere. »Nun, wenn es Dir so gut geht, könntest Du wohl etwas für mich thun,« setzte sie schüchtern hinzu.

»Gewiß, das will ich auch,« versetzte Josephine mit zerstreuter Miene; »es ist nicht mehr als recht und billig, daß Schwestern einander unterstützen.«

»Der Himmel wird Dich dafür segnen!« entgegnete Irma in scheinheiligem Tone.

»Das hoffe ich,« erwiederte Josephine. »Für den Augenblick aber habe ich große Eile. Ich werde erwartet und muß Dich verlassen . . . aber besuche mich bald einmal . . .«

»Wann?«

»Morgen . . . oder noch diesen Abend . . . wann Du willst und kannst.«

»Ich werde morgen früh kommen.«

»Gut.«

»Wo wohnst Du?«

»In der Richelieustraße Nr. 22.«

»Nach wem muß ich fragen?«

»Nach Frau von Saint-Pharamond.«

»Schön.«

»Also auf Wiedersehen.«

»Morgen besuche ich Dich.«

Mit einem herablassenden Gönnergruße entfernte sich Josephine Dujonquoy rasch, während Irma leichten Herzens und dieses unerwartete Zusammentreffen als eine Gunst des Himmels betrachtend, in ihre Wohnung zurückkehrte.

Ihre Schwester war reich und glücklich, sie hatte sie erkannt und ihr versprochen, sie zu unterstützen.

Jetzt war das Ende ihres langjährigen schweren Mißgeschicks gewiß nicht mehr fern.

Sie war an diesem Abend fast liebevoll gegen Honorinen, die nicht wußte welchem glücklichen Ereignisse sie

diese plötzliche Umwandlung in dem Benehmen ihrer Mutter zuschreiben sollte.

Am folgenden Morgen machte sich Irma bei guter Zeit auf den Weg nach dem Hause Nr. 22 in der Rue Richelieu.

Sie fragte nach Frau von Saint-Pharamond.

Der Hausmeister lachte ihr ins Gesicht.

Sie richtete hierauf mehre erkundigende Fragen an ihn.

Er wußte nicht was sie wollte.

Vergebens durchforschte sie die benachbarten Häuser, kein Mensch kannte eine Frau von Saint-Pharamond.

Jetzt endlich begann Irma einzusehen, daß ihre liebenswürdige Schwester Josephine ihr einen falschen Namen und eine falsche Adresse angegeben hatte, um sich ihrer für immer zu entledigen.

Irma kehrte nach Hause zurück und ließ ihre Wuth an der armen Norine aus.

XIII.

Irma und Josephine.

Wieder war ein Zeitraum von vier Jahren verstrichen.

Irma hatte sich nach und nach wieder ein kleines Mobiliar angeschafft und mit ihrer Tochter die Wohnung in der Rue Paradis-Poissonnière bezogen, wo wir sie schon gesehen haben.

Sie hatte inzwischen Norinen das Spitzenausbessern gelernt. Beide arbeiteten vom Morgen bis zum Abend und fristeten auf diese Weise kümmerlich ihr Leben.

Eine der besten Kunden Irma's war eine Schauspielerin vom Theater der Porte-Saint-Martin.

Diese Schauspielerin bekam sechshundert Franken Gage und trug Spitzen zu zweitausend Thaler.

Sie gehörte der zahlreichen Classe von jungen Mädchen an, welche zum Theater gehen, nicht um sich ernstlich der dramatischen Kunst zu widmen, sondern nur um ihre durch ein elegantes und möglichst freies Theatercostume gehobenen körperlichen Reize der feinen Männerwelt zur Schau zu stellen.

Diese besondere Cathegorie von Künstlerinnen spielt die Rollen der Pagen, Nymphen und Feen, macht durchaus keinen Anspruch auf Talent und bedient sich der Bühne lediglich als Vorzimmer zu ihrem Schlafcabinet.

Die in Rede stehende Figurantin, eine der hübschesten Coketten von Paris, gab jährlich ungefähr sechzigtausend Franken aus, die glänzenden Wucherzinsen ihrer sechshundert Franken Gage.

Wir wissen nicht wie es zuging, aber sie hatte fast jeden Tag eben so viele Risse in ihren Spitzen wie in ihrer Tugend, und sie war daher, wie gesagt, Irma's beste Kunde.

Eines Morgens erschien sie in eigener Person bei Letzterer und brachte ihr zwei Theaterbillets für diesen Abend zum Zeichen ihrer besondern Zufriedenheit mit der ausgezeichneten Sorgfalt und Geschicklichkeit, welche Norine bei dem Ausbessern einer kostbaren Spitzenmantille entfaltet hatte.

Es versteht sich von selbst, daß Irma die Billets annahm.

Norinen hüpfte vor Freude das Herz in der Brust.

Als die glückliche Stunde erschien, legten Mutter und Tochter ihre besten Kleider an, welche zwar sehr einfach wa=

ren, demungeachtet aber Norinens blühende Schönheit noch erhöhten.

Sie brachen auf.

Es wurde an diesem Abend in der Porte-Saint-Martin ein bekanntes Melodrama gegeben, welches damals sehr beliebt war.

Irma und Norine kamen noch vor dem Beginn des Stückes im Theater an und nahmen ihre Plätze auf den Sperrsitzen der ersten Gallerie ein.

Man sieht, daß die Theaterdirection unserer Figurantin sehr gewogen seyn mußte.

Norine war noch nie im Theater gewesen.

Es würde uns daher schwer gelingen, ihr Erstaunen und ihre Freude beim Anblick des glänzend erleuchteten und in allen seinen Räumen überfüllten Hauses, das bekanntlich eines der größten und schönsten Theater der französischen Hauptstadt ist, zu beschreiben.

Für sie war schon der Anblick der mit eleganten und glänzend geschmückten Damen besetzten Logen ein wahres Fest.

Nicht minder entzückte sie die schön gemalte Decke und der prächtige Vorhang.

Die unharmonischen Töne, welche dem Orchester entstiegen, als die Musiker ihre Instrumente stimmten, klangen ihr schon wie ein himmlisches Concert.

Endlich ertönte das dreifache Klopfen des Tactstockes und die Ouverture begann.

Der Vorhang wurde aufgezogen und das Melodrama ging mit seinem unheimlichen Gefolge von Brandfackeln, lebenden Todten, Ermordeten, Entführten und Entehrten über die Bühne.

Die erste Scene des Stückes war noch nicht zu Ende

gespielt, als sich Norine schon in eine unbekannte Welt versetzt glaubte.

Sie lebte nur noch mit den Augen und Ohren.

Sie identificirte sich gleichsam mit den wunderlichen Personen, deren sonderbare Abenteuer vor ihren Blicken aufgerollt wurden.

Bald lachte, bald weinte sie, bald war sie gerührt, bald entrüstet.

Zuweilen stockte ihr Athem plötzlich; dann klopfte ihr wieder das Herz so heftig, als ob es den blendend weißen Kerker, in den es eingeschlossen war, zersprengen wollte.

Man kann leicht denken, daß Norine unter diesen Umständen nicht bemerkte, daß sie von zwei Personen, welche sowohl von ihr als auch von einander selbst ziemlich weit entfernt waren, fortwährend beobachtet wurde.

Die eine von diesen beiden Personen war ein junger Mann.

Die andere war eine Dame.

Der junge Mann, ein bescheidener Gast des Parterre, betrachtete Norinen beständig und war so in ihr Anschauen versunken, daß er gar nicht mehr auf die Bühne sah, der er fast den Rücken zukehrte.

Umsonst declamirten die Schauspieler mit Donnerstimme ihre pathetischen Tiraden, sie vermochten nicht seine Aufmerksamkeit von dem schönen Mädchen abzuziehen.

Wir werden uns später ausführlicher mit diesem jungen Manne beschäftigen, der übrigens keine ganz neue Bekanntschaft für uns ist.

Die andere Person, welche kein Auge von Norinen verwandte, war wie gesagt eine Dame.

Diese mit auffallender, prunkender Eleganz gekleidete Dame nahm ganz allein eine Loge zu sechs Plätzen ein.

Jeden Augenblick putzte sie mit ihrem strohgelben Handschuhe die Gläser eines gigantischen Operngucker, dessen Doppelrohr sie immer wieder auf Norinen richtete.

Und je länger sie das junge Mädchen betrachtete und deren Reize gewissermaßen detaillirte, um so deutlicher sprach sich in der allmäligen Aufheiterung ihres Gesichts eine unverkennbare Freude aus.

Sie glich einem erfahrnen Feinschmecker, der ein trefflich gebratenes fettes Hühnchen vor sich hat, welches er mit sybaritischem Behagen verzehren will.

Der erste Zwischenact erschien.

Die elegant gekleidete Dame rief eine Logenschließerin, sagte ihr leise einige Worte und zeigte dabei auf Norinen und ihre Mutter, während sie ihr zu gleicher Zeit ein Geldstück in die Hand drückte.

In der nächsten Minute erschien die Logenschließerin auf der Galerie, näherte sich Irma und knüpfte zu deren nicht geringem Erstaunem folgendes Gespräch mit ihr an:

»Hießen Sie nicht vor Ihrer Verheirathung Mademoiselle Dujonquoy, Madame?«

»Allerdings,« antwortete Irma ganz verwundert.

Die Logenschließerin verbeugte sich und fuhr dann fort:

»Würden Sie wohl die Güte haben, einen Augenblick mit mir zu kommen?«

»Wohin?«

»Ganz in der Nähe in eine Loge . . .«

»In eine Loge? . . . wozu das?«

»Zu Jemanden, der Sie dringend zu sehen und zu sprechen wünscht.«

»So?« rief Irma, die unwillkürlich sogleich an ihren treulosen Gatten dachte.

»Ja, Madame.«

»Ist es ein Mann?«

»Nein, eine Dame.«

»Und sie will mit mir sprechen?«

»Ja wohl, wenn Sie nemlich die ehemalige Mademoiselle Dujonquoy sind.«

»Nun, so kommen Sie,« sagte Irma; »ich weiß zwar nicht was dies bedeuten soll, aber wir werden es ja bald sehen.«

Mit diesen Worten stand sie auf und verließ mit Norinen, welche nichts weiter fürchtete, als daß die Unterredung länger dauern möchte als der Zwischenact, die Gallerie.

Die Logenschließerin ging voraus und als sie den Gang erreicht hatten, zeigte sie der erstaunten Irma die Thür einer Loge, indem sie sagte:

»Dort ist die Dame . . . in Nr. 14.«

Die bezeichnete Thür wurde geöffnet und Josephine Dujonquoy streckte ihrer Schwester die kurzen runden Arme entgegen, während sie mit affectirter Zärtlichkeit ausrief:

»Komm, meine Irma! komm an die Brust deiner Josephine, deiner guten Schwester, die Dich herzlich liebt!«

Und noch ehe Irma Zeit gehabt hatte, sich von ihrer Bestürzung zu erholen, schloß Josephine sie in ihre Arme und liebkoste sie mit warmer Innigkeit.

Irma wußte nicht was sie denken sollte.

Woher dieser zärtliche Empfang von Seiten einer Schwester, welche sie vor einigen Jahren auf die empörendste Art zum Besten gehabt hatte?

Josephine errieth, was in Irma's Geiste vorging, und sie beeilte sich daher in einem treuherzigen, aufrichtigen Tone, durch den sich ihre Schwester vollständig täuschen ließ, hinzuzusetzen:

»Ach, wie freue ich mich, Dich wiederzusehen und was habe ich Dir Alles zu erzählen! . . . Zuerst aber sage diesem hübschen Kinde, daß ich ihre gute Tante Josephine bin und daß sie mich auf der Stelle umarmen und küssen soll.«

Norine wurde nun ebenfalls von dieser unbekannten Tante, deren Existenz sie bis jetzt kaum geahnt hatte, in die Arme geschlossen.

Da sich der Zwischenact seinem Ende nahte, erhielt sie dann zu ihrer großen Freude die Erlaubniß, vorne an der Brüstung der Loge Platz zu nehmen, während die beiden Schwestern sich in den Hintergrund derselben zurückzogen, um ungestörter mit einander sprechen zu können.

Der junge Mann, dem Norinens Verschwinden anfangs sehr unangenehm gewesen war, hatte sie bald wieder entdeckt und verwandte, wie vorher, kein Auge mehr von ihr.

XIV.

Herzliches Einvernehmen.

Irma's Gesicht, der treue Spiegel ihrer Gedanken, drückte kalte Unschlüssigkeit und Zweifel aus.

Josephinen wurde es nicht schwer, diese Gefühle zu erkennen, und sie rief daher, ihrer Schwester die Hände drückend, in einem herzlichen Tone aus:

»Aufrichtig, liebe Irma . . . nicht wahr, Du bist bös auf mich?«

»Ich kann es nicht läugnen.«

»Sehr?«

»Allerdings.«

»Aber warum denn eigentlich?«

»Wie, Du fragst noch warum?«

»Ja, warum bist Du bös auf mich?«

»Ich dächte doch . . .«

»Nun?«

»Ich dächte Du müßtest das sehr gut wissen.«

»Ich ahne es in der That, möchte es aber von Dir selbst hören.«

»Nun denn, warum hast Du mich so schmählich zum Besten gehabt, als wir einander vor drei Jahren begegneten?«

»Ich hätte Dich zum Besten gehabt?«

Allerdings.«

»Jesus Maria! wie so denn?«

»Indem Du mir ein Haus bezeichnetest, in welchem

Dich kein Mensch kannte und mir einen Namen sagtest, den Du gar nicht führtest.«

Josephine schien aus den Wolken zu fallen.

»Wie? das habe ich gethan?« rief sie aus.

»Allerdings hast Du dies gethan!«

»Nun, auf Ehre, liebe Irma, wenn Du es mir nicht versichertest, würde ich es nicht glauben. Doch ich entsinne mich nach und nach der unglücklichen Zerstreutheit, welche höchst wahrscheinlich die unwillkürliche Veranlassung zu dem Irrthum gewesen ist.«

»Was war es denn?« fragte Irma.

»Du mußt wissen, daß ich ziemlich oft meine Wohnung wechsele, und wenn dies geschieht, nehme ich auch stets einen andern Namen an.«

»Warum thust Du das?«

»Es ist mir bequemer . . . später werde ich Dir den Grund mittheilen. Kurz und gut, als der Zufall uns einander begegnen ließ, hatte ich gerade vor acht Tagen wieder eine neue Wohnung bezogen und meinen angenommenen Namen, Frau von Saint-Pharamond, mit einem andern wohlklingenderen vertauscht, den ich noch jetzt führe . . .«

»Aber ich sehe noch immer nicht ein . . .«

»Höre nur weiter. Während ich mit Dir sprach, hatte ich eine plötzliche Zerstreuung, wie ich Dir schon vorhin gesagt habe, und in Folge dessen versprach ich mich. So bezeichnete ich Dir aus Versehen meinen früheren Namen und meine gegenwärtige Wohnung. Ich wohnte allerdings in der Rue Richelieu, aber man kannte mich dort nur unter

dem Namen der Madame Belphegor, nicht als Frau von Saint-Pharamond.«

»Ah so!« versetzte Irma mit einem kleinen Ueberrest von Zweifel.

»Glaubst Du es etwa nicht?« fragte Josephine in einem stolzen Tone.

»O ja, aber . . .«

Irma hielt inne.

»Aber Du bist, wie weiland St. Thomas, nicht leicht zu überzeugen,« fiel Madame Belphegor ein. »Das ist nicht recht von Dir, liebe Irma, und wenn Du ein wenig nachdenkst, wirst Du einsehen, daß deine Zweifel lächerlich sind. Meinst Du ich würde Dich diesen Abend haben in meine Loge rufen lassen, wenn ich vor drei Jahren so herzlos gewesen wäre, nichts von Dir wissen zu wollen? . . . Du sahest mich hier nicht und dachtest vielleicht nicht einmal an mich, an deine Schwester Josephine, deren Herz lauter schlug, als sie Dich erkannte, die Dich zum Abendessen mitnehmen will, die keine von den Versprechungen vergessen hat, welche sie Dir damals gemacht, und die, um es Dir zu beweisen, Dir alles Geld anbietet, über das sie augenblicklich verfügen kann, wenn Du es etwa brauchen kannst!«

Diese feurige Rede schien Irma endlich zu überzeugen.

Einen ganz besonderen Eindruck auf ihr Gemüth machte das freigebige Anerbieten, mit dem die Rede schloß, und sie wurde von diesem Augenblicke an eben so zärtlich und mittheilend gegen ihre Schwester, als sie bis jetzt argwöhnisch und zurückhaltend gewesen war.

»Apropos,« hob Josephine plötzlich wieder an, »wenn

ich mich recht entsinne, warst Du damals eben nicht in glänzenden Umständen . . .«

»Ach, leider!«

»Jetzt aber scheint sich deine Lage gebessert zu haben?«

»Woraus schließest Du das?«

»Weil ich Dich mit deiner Tochter auf ziemlich theuren Plätzen im Theater finde.«

»Wir haben die Billets geschenkt bekommen.«

Madame Belphegor machte ein saures Gesicht.

»Wahrscheinlich von einem jungen Manne? von einem Schauspieler? . . .« fragte sie.

»Da irrst Du Dich stark.«

»Von wem denn sonst?«

»Von einer Schauspielerin an diesem Theater, einem sehr schönen Mädchen, für die ich arbeite.«

»Wie heißt sie?«

»Cölestine.«

»Aha!« dachte Madame Belphegor; »eine Kunde von mir!«

Dann sagte sie laut:

»Ich glaubte zuerst, es wäre eine kleine Aufmerksamkeit von dem Geliebten deiner Tochter . . .«

»Dem Geliebten meiner Tochter?« wiederholte Irma, indem sie ihre Schwester ganz erstaunt ansah.

»Nun ja, sie wird doch einen Geliebten haben?«

»Lieber gar!«

»Wäre denn das ein so großes Wunder? sie ist ja jung und hübsch . . . ja, sie ist zum Anbeißen hübsch . . . ein wahres Kleinod! eine Perle! . . .«

*

»Meinst Du?« fragte Irma.

»Findest Du sie etwa nicht hübsch?«

»Ich gestehe, daß sie mir bis jetzt sehr gewöhnlich vorgekommen ist. Was ist denn so schön an ihr?«

»Alles! Alles, sage ich Dir.«

»Nun, es kann seyn, Du verstehst das besser als ich. Darauf aber gebe ich Dir mein Wort, daß Norine nicht daran denkt, einen Geliebten zu haben und daß sie noch nicht einmal weiß, was für ein Ding das ist.«

Madame Belphegor konnte eine Regung von Freude nicht unterdrücken.

»Das herzige Kind!« sagte sie, »ich fühle daß ich sie schon wie meine eigene Tochter liebe und daß ich viel für sie thun werde . . . Sieh sie nur einmal an, wie allerliebst sie ist! . . . Welche Augen! welch' ein Teint! und welche Haare! Gott, was für prächtige Haare! . . . Ich kenne Jemanden, der viel, sehr viel für diese Haare geben würde!«

»Einen Friseur?« fragte Irma naiv.

Madame Belphegor lachte laut auf

»Nein,« erwiederte sie dann, »einen Engländer.«

Irma verstand nicht was ihre Schwester meinte, und verlangte auch keine weitere Erklärung darüber.

Ueberdies wollte sie auch gern noch etwas von dem Stücke sehen und sie richtete daher während der beiden folgenden Acte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Bühne.

Im vorletzten Zwischenacte knüpfte sie das Gespräch mit ihrer Schwester wieder an, indem sie sie fragte:

»Was thust Du denn eigentlich jetzt, nachdem die

Jahre der Liebe vorbei sind? . . . Du lebst wohl von deinen Renten?«

»Ja,« antwortete Madame Belphegor, »ich lebe von meinen Renten und vermehre sie dabei ganz ansehnlich. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn ich eines schönen Morgens als Millionärin aufstände.«

»Als Millionärin?« rief Irma wie geblendet.

»Ja, ja.«

»Wie denn das?«

»Auf die einfachste Weise. Ich treibe einen Handel.«

»Welchen denn?«

Madame Belphegor lachte abermals. Dann antwortete sie:

»Ich handle mit der vergänglichsten, aber schönsten Waare, die es gibt?«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»In diesen Tagen werde ich es Dir erklären.«

»Du sprichst in Räthseln.«

»Ja, ein Räthsel ist es auch . . . die Lösung sollst Du später erfahren.«

Der zum letzten Male aufgehende Vorhang unterbrach das Gespräch der beiden Schwestern.

Das Melodrama ging zu Ende, zum großen Bedauern Norinens, welche gewünscht hätte, daß das Stück die ganze Nacht hindurch dauerte.

Madame Belphegor machte jetzt ihrer Schwester nochmals den Vorschlag sie zum Abendessen in ihre Wohnung mitzunehmen.

Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Die drei Frauen verließen das Theater und keine von ihnen, selbst Norine nicht, bemerkte daß der junge Mann im Parterre ihnen nachging und willens zu seyn schien, ihnen überallhin zu folgen.

Madame Belphegor rief einen Fiaker herbei, stieg mit ihrer Schwester und ihrer Nichte ein und sagte dem Kutscher ihre Wohnung.

Nach einer Fahrt von einer Viertelstunde hielt der Fiaker vor einem sehr schönen Hause der Rue Caumartin.

Als Madame Belphegor an der Loge des Hausmeisters vorüberging, näherte sich ihr dieser unter tiefen Verbeugungen und überreichte ihr ungefähr ein Dutzend Briefe, welche im Laufe des Abends eingegangen waren.

Madame Belphegor nahm die Briefe in Empfang und stieg dann mit Irma und Norinen eine breite und prächtige Treppe hinauf, deren Stufen mit einem Teppiche belegt und deren Geländer mit Schnitzwerk und Vergoldungen reich verziert war.

Im ersten Stock schellte sie an einer doppelten Flügelthür von echt aristokratischem Aussehen.

»Hier wohnst Du?« rief Irma, die kaum ihren Augen trauen konnte.

»Ja wohl, meine Theure.«

»Im ersten Stock, in der Rue Caumartin! eine solche Wohnung muß ja enorm theuer seyn!«

»Es geht an . . . Sie kostet mich viertausend Franken.«

Irma's Erstaunen wuchs mit jeder Minute.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und

eine hübsche muntere Zofe erschien, die sogleich ihre Gebieterin erkannte und auf die Seite trat, um sie einzulassen.

»Justine,« fragte Madame Belphegor im Vorzimmer, »ist diesen Abend Jemand hier gewesen?«

»Ja, Madame.«

»Mehre Leute?«

»Sechs.«

»Ist noch Jemand da?«

»Allerdings, Madame, noch zwei Personen.«

»Wo sind sie?«

»Im blauen Boudoir.«

»Rosette ist gewiß dabei! die Kleine wird nie fertig!«

»Sie irren sich nicht, Madame, Rosette ist in der That hier.«

»Gut, leuchte uns, liebes Kind, und sage Josephinen, daß sie das Abendessen in meinem Schlafzimmer serviren soll.«

Die Zofe nahm ein Licht, öffnete eine Seitenthür und trat zuerst in ein Zimmer, wohin Madame Belphegor, Irma und Norine ihr folgten.

Der junge Mann aus dem Parterre war vor dem Hause stehen geblieben und betrachtete mit sehnsüchtigen Blicken die geschlossenen Jalousien und Thüren.

XV.

Die Wohnung der Madame Belphegor.

Das erste Zimmer, durch welches Madame Belphegor ihre Gäste führte, war ein großer Salon.

Dieser Salon war prächtig möblirt und schien zum Empfang einer Gesellschaft hergerichtet zu seyn.

In jedem Wandfelde war eine Girandole mit mehren Kerzen angebracht.

Das Pianoforte war geöffnet und auf dem Notenpulte lag ein Heft mit Walzern und Quadrillen.

Auf dem einen der beiden Candelaber, welche den Caminsims zierten, brannte jedoch nur eine einzige Kerze.

Ein lebhaftes Feuer knisterte im Camin, vor welchem zwei elegante Lehnsessel standen, die vor wenigen Augenblicken noch besetzt gewesen zu seyn schienen.

Die Luft in diesem Salon war drückend heiß und ganz von dem Dufte parfümirter Damen erfüllt.

Diese verschiedenen Parfüms bildeten in ihrer Vermischung einen sonderbaren, fast berauschenden Geruch.

Ein Mann, der dieses Zimmer betreten hätte, würde unwillkürlich an einen orientalischen Harem gedacht haben.

Madame Belphegor blieb stehen und ließ einen Blick stolzer Zufriedenheit über die Möbeln und die carmoisinrothen Tapeten von schwerem Seidenstoffe schweifen, welche durch die mit vergoldeten Arabesken verzierten mattweißen Lambris noch mehr gehoben wurden.

»Nicht wahr, hier ist's hübsch?« sagte sie zu Irma, welche ebenfalls, aber mit neidischer Bewunderung, die Herrlichkeiten betrachtete.

»Prachtvoll ist es!« erwiederte die Spitzennätherin; »man glaubt wahrhaftig in einem fürstlichen Palaste zu seyn.«

Madame Belphegor lächelte wohlgefällig und fragte dann Norinen, die von dem Luxus dieses Salons wie geblendet war:

»Was meinst Du dazu, Kleine?«

»O, liebe Tante,« rief Norine, »hier ist es noch schöner als im Theater!«

Das unerfahrne junge Mädchen konnte ihre Bewunderung nicht bezeichnender ausdrücken.

»Das ist noch nicht Alles,« sagte Madame Belphegor, »Ihr werdet sogleich noch ganz andere Dinge sehen.«

Irma erhob Hände und Augen zum Himmel.

Norine konnte sich nicht enthalten zu fragen:

»Sie sind also wohl sehr reich, liebe Tante?«

»O nein, das wollen wir nicht sagen,« erwiederte die Kupplerin, »aber ich habe mein anständiges Auskommen.«

»Das nennst Du ein anständiges Auskommen?« rief Irma. »Ich danke! Du hast ein Mobiliar, das wenigstens seine zwanzigtausend Franken werth ist!«

»Sechzigtausend, meine Gute,« verbesserte Madame Belphegor. Dann fragte sie ihre Nichte:

»Möchtest Du wohl auch eine solche Wohnung haben?«

»Ei gewiß!« erwiederte Norine; »aber ich weiß wohl, daß dies nicht möglich ist.«

»Das sage nicht,« versetzte die Kupplerin, »es ist in der Welt nichts unmöglich.«

»Glauben Sie, liebe Tante?«

»Ich bin fest überzeugt davon.«

»Ich könnte also eben so wohnen und eben so reich werden wie Sie?«

»Ja wohl!«

»Sie scherzen gewiß nur!«

»Durchaus nicht.«

»Wie müßte ich denn das anfangen?«

»Darüber wollen wir später einmal sprechen, mein Kind, und wenn Du die guten Rathschläge befolgst, welche deine Tante Dir gibt, wirst Du Dich nicht über dein Loos zu beklagen haben.«

Irma stutzte bei diesen Worten und hörte aufmerksamer zu, als bisher.

Sie sah zuerst ihre Schwester an, deren hochgeröthetes Gesicht einen geheimnißvollen Ausdruck angenommen hatte, und richtete dann den Blick auf Norinen, deren engelgleiche Schönheit sie jetzt zum ersten Male gewahr wurde.

Es ging ihr plötzlich ein Licht auf und sie ahnte die schmachvolle Quelle des Wohlstandes ihrer Schwester.

Zu gleicher Zeit durchschaute sie auch die Absichten der Kupplerin in Bezug auf Norinen.

Ein teuflisches Lächeln öffnete ihre welken Lippen und ihr Herz klopfte laut, aber keineswegs aus Abscheu, sondern vor Freude.

Von diesem Augenblicke an war ihr die Ursache des Benehmens ihrer Schwester gegen sie vollkommen klar.

Sie war überzeugt, daß Madame Belphegor ihr bei ihrem ersten Zusammentreffen absichtlich einen falschen Namen und eine falsche Adresse angegeben hatte und daß der Anblick der wundervollen Schönheit Norinens im Theater der Porte Saint-Martin sie bestimmt hatte, sich ihr in einer leicht begreiflichen Absicht wieder zu nähern.

Doch es war Irma ziemlich gleichgiltig, ob ihre Schwester sie wirklich liebte oder nicht, wenn sie ihr nur die Mittel verschaffte, um den einzigen Zweck ihres Lebens zu erreichen, — nemlich reich zu werden.

Indessen überlegte sie, daß sie sich nicht zu schnell in ihre Hände geben durfte. Sie beschloß daher, die Vorschläge ihrer Schwester abzuwarten und sich vorläufig nichts davon merken zu lassen, daß sie sie durchschaut hatte.

Madame Belphegor winkte dem Kämmermädchen, worauf diese einen Thürvorhang zurückschlug und in einen mit einem weichen Fußteppich belegten ziemlich breiten Corridor trat, in den die drei Frauen ihr folgten.

In beiden Wänden dieses Ganges waren mehre Thüren angebracht.

Während Madame Belphegor mit Irma und Norinen hindurchging, ließ sich, als sie das Ende desselben ziemlich erreicht hatten, hinter einer der Thüren das Geräusch leise zischelnder Stimmen vernehmen.

Auf dieses Geflüster folgte anhaltendes Gelächter, das bald von jugendlichen weiblichen, bald von tieferen männlichen Stimmen herrührte.

Endlich ertönten auch laute Küsse.

»Was ist das? fragte Norine.

»Ein Käfig meines Vogelhauses,« antwortete Madame Belphegor; »es sind Turteltäubchen darin.«

Norine verstand diese Antwort nicht.

Dem ungeachtet senkten sich in einer unwillkürlichen Regung von Schamgefühl ihre großen Augen zu Boden und eine purpurne Wolke zog über ihre Stirn und Wangen.

In diesem Augenblicke öffnete die Zofe die letzte Thür am Ende des Ganges.

Es war die Thür des Schlafzimmers der Kupplerin.

»Tretet ein,« sagte Letztere, indem sie Justinen das Licht abnahm und sie entließ, während sie ihr noch einmal den Befehl gab, das Abendessen nun unverweilt auftragen zu lassen.

Das Gemach, in welches wir unsere Leser jetzt einführen, war klein und geschmacklos möblirt.

Allenthalben sah man kostbare Stoffe, Bronzegegenstände, Krystallgeschirre, Marmor und Goldverzierungen; aber dies Alles war ohne Geschmack übereinandergehäuft und der Luxus des Ganzen wurde durch die schlechte Anordnung der Details beeinträchtigt.

An den Wänden hingen eine Anzahl Bilder, die wenn nicht geradezu obscöne, doch wenigstens stark erotische Gegenstände darstellten.

Norine besah diese Bilder, kehrte aber bald zu ihrer Mutter zurück, da sie sich abermals erröthen fühlte.

Irma war damit beschäftigt, Alles zu mustern.

Sie berührte die Ueberzüge der Möbeln und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die eleganten und kostspieligen Nippsachen, welche den Caminmantel und alle Etagèren zierten.

Madame Belphegor sah ihr wohlgefällig zu.

So vergingen einige Minuten.

Endlich brachte Josephine, ein schönes und kräftiges Mädchen von dreißig Jahren, die Köchin der Madame Belphegor, mit Hilfe Justinens einen kleinen Tisch herein, welcher mit einem splendiden Souper besetzt war, bestehend aus kaltem Geflügel, einer Trüffelpastete und Champagner.

»Zu Tisch, zu Tisch!« rief Madame Belphegor; »ich für meinen Theil habe entsetzlichen Hunger.«

Irma und Norinen fehlte es ebenfalls nicht an Appetit, besonders Letzterer, welche nicht gewöhnt war, so spät in der Nacht noch auf zu seyn und die sich überdies unwillkürlich freute, daß sie aus gemalten Porzellanschüsseln und mit silbernen Bestecken essen sollte.

Madame Belphegor zeigte sich als eine gute Schwester und Tante. Sie legte Irma und Norinen überreichlich vor, suchte die besten Stücke für sie heraus, kam allen ihren Wünschen zuvor und füllte namentlich ihre Gläser möglichst oft mit dem schäumenden Rebensaft, der von den Hügeln von Epernay kommt und der Liebling der Loretten und der Unterpräfecten ist.

Wie so der Unterpräfecten? — wird man fragen.

»Nun, ganz einfach deshalb, weil diese interessanten Beamten bei Gelegenheit der kleinen Reisen, die sie zuweilen nach Paris unternehmen, um sich zu »stärken,« wie sie sagen, gern als alte Lebemänner auftreten und beständig ihre Erinnerungen an das fröhliche Leben zurückrufen, welches sie zu der Zeit führten, als sie noch Auditeur im Staatsrath oder Ministerialbeamte waren.

In Folge dessen sind sie große Verehrer des Champagners und betrinken sich darin im Café Anglais in Gesellschaft leichtfertiger Mädchen.

Und dafür erhalten sie das Kreuz der Ehrenlegion.

XVI.

Eine verarmte Familie.

Es existirt ein Stadtviertel des Marais in Paris, ein Hôtel von großartigen Dimensionen und echt aristokratischem Aussehen, welches noch jetzt das Hôtel d'Artenay genannt wird.

Dieses umfängliche und prächtige Gebäude, dessen sich der moderne Speculationsgeist bemächtigt hat, um die großen Gemächer desselben zu zerstückeln und zu Arbeiterwohnungen einzurichten, wurde zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von dem Baron Hugo von Artenay erbaut, Parlamentspräsidenten und Oberhaupt einer alten, reichen Familie, welche der Justizadel mit Stolz zu den Seinigen zählte.

Zu der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, war der einzige noch lebende Sprosse dieser vornehmen Familie ein junger Mann, Julius von Artenay, welcher durch eine lange Reihe harter Schicksalsschläge gezwungen worden war, die bescheidene Stellung eines zweiten Gehilfen bei dem Rechtsanwalt und Notar Digoine in Paris anzunehmen.

Julius' Großvater war während der Revolution auf

dem Blutgerüst gestorben und hatte seinen Kindern nur ein sehr geringes Vermögen hinterlassen.

Sein Sohn, ein schwacher und verschwenderischer Mann, hatte binnen wenigen Jahren die Trümmer des väterlichen Nachlasses durchgebracht, und als er seinen vollständigen Ruin vor Augen sah, der nicht allein ihn, sondern auch seine Gattin und seinen Sohn treffen mußte, war sein Muth gebrochen und er hatte sich entleibt, so daß Frau und Kind nun in der dürftigsten Lage ganz allein in der Welt standen.

Julius war kaum fünf Jahre alt, als dieses schreckliche Ereigniß seine Mutter zu Boden schmetterte.

Frau von Artenay zeigte jedoch bei dieser Gelegenheit eine heroische Seelenstärke.

Anstatt sich von dem Schmerze über den entsetzlichen Schlag und durch die Bedrängniß ihrer gegenwärtigen Lage entmuthigen zu lassen, dachte sie nur an die Zukunft, und die ganze Energie ihres edlen Gemüths concentrirte sich auf den Zweck, ihrem Sohne eine wenn auch nicht glänzende, doch wenigstens ehrenvolle Existenz zu sichern.

Dies war indeß nicht leicht.

Frau von Artenay war gänzlich entblößt von Mitteln zu ihrem Lebensunterhalt; noch wenige Tage, und sie wußte nicht mehr, woher sie für sich und ihren Sohn das tägliche Brot nehmen sollte.

Sich an ihre und ihres Gatten ehemalige Freunde zu wenden, dazu war sie zu stolz; sie wollte Niemanden um etwas bitten und sich Niemanden verpflichten.

Sie beschloß, sich selbst zu genügen.

Zu dem Ende bezog sie für's Erste eine aus zwei kleinen Zimmern bestehende Dachwohnung in dem ärmsten Stadttheile von Paris, — in einer engen und düsteren Straße des Faubourg Saint-Antoine.

Diese Wohnung kostete ihr des Jahres nicht mehr als hundert Franken.

Dies war gewiß sehr wenig; für Frau von Artenay aber war es noch immer sehr viel.

Die ärmliche Wohnung wurde mit einigen alten Möbeln, die sie aus dem Schiffbruche ihres Vermögens gerettet hatte, ausgestattet, und sobald die muthige Frau sich eingerichtet hatte, sah sie sich nach Beschäftigung um.

Da sie ausgezeichnet schön nähte und stickte, wendete sie sich an mehre große Leinzeughandlungen und fand ohne Mühe reichliche Arbeit.

Aber ach! wie kärglich wurde diese Arbeit bezahlt!

Und dennoch wußte sie mit dem dürftigen Verdienst so gut hauszuhalten, daß sie mit ihrem Sohne nicht nur lebte, ohne Schulden zu machen, sondern sogar eine kleine Summe erübrigte, welche die ersten Kosten der Erziehung des kleinen Julius decken sollte.

Der Knabe wuchs heran.

Er nahm zu an Verstand und Schönheit; Körper, Geist und Gemüth entwickelten sich in gleichem Maße.

Bald erkannte er den edlen und erhabenen Charakter seiner Mutter und nahm sich vor, ihrer würdig zu werden.

Er hielt Wort.

Als er sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, besaß er

schon die Kenntnisse und fast den Verstand eines dreißigjährigen Mannes.

Aber die Kräfte seiner Mutter waren zu Ende.

Sie erlag ihrer schweren Aufgabe, — ihr Leben erlosch wie eine Lampe, der es an Oel gebricht.

Frau von Artenay sah ein, daß ihre Tage gezählt waren.

Sie begab sich zu einem alten Notar in der Rue de Choiseul, der in früheren Zeiten die finanziellen Angelegenheiten der Familie verwaltet hatte.

Dieser Notar war ein Mann von altem Schrot und Korn, der ein edles Herz besaß und dessen Rechtschaffenheit über allen Zweifel erhoben war.

Frau von Artenay setzte ihm ihre Lage auseinander und sagte ihm, daß sie ihn vor ihrem Tode bitten wolle, ihren Sohn zu sich zu nehmen und ihm den Weg zu einer ehrenvollen Stellung in der Welt zu bahnen.

Während sie sprach, zerdrückte der Notar mehr als einmal eine stille Thräne, die sich unter seinen Wimpern hervor stahl.

Und als sie geendet hatte, ergriff er ihre Hand, drückte tief gerührt einen ehrerbietigen Kuß darauf und sagte dann mit bewegter Stimme:

»Wenn morgen Ihr Sohn zu mir kommt, Madame, werde ich ihn aufnehmen wie meinen eigenen Sohn und Alles für ihn thun, was einem Menschen zu thun möglich ist.«

»Ich danke Ihnen,« entgegnete Frau von Artenay einfach; »jetzt bin ich ruhig.«

Am folgenden Morgen trat Julius in der That als dritter Gehilfe in die Expedition des alten Notars ein.

An dem nemlichen Tage aber legte sich auch seine Mutter, um nicht wieder aufzustehen.

Die heldenmüthige Frau hatte ihre heilige Bürde bis zum letzten Athemzuge getragen, — ihr irdisches Tagewerk war vollbracht, und ihre Engelseele konnte zum Himmel zurück kehren.

Nach einem Todeskampfe von vier langen Tagen erkannte Frau von Artenay, daß ihre Stunde gekommen war.

Sie rief ihren Sohn zu sich, der weinend an ihrem Bette niederkniete, ergriff seine zitternde Hand und drückte sie sanft in den ihrigen, welche schon kalt waren.

Dann sprach sie zu ihm mit schwacher, kaum noch vernehmbarer Stimme:

»Ich sterbe, mein Sohn, aber ich sterbe ruhig, denn deine Zukunft ist gesichert. So lange ich über Dich wachen und deine Jugend mit meinen Erfahrungen und meinen Rathschlägen beschirmen konnte, habe ich es gethan. Gott wird mir hoffentlich vergönnen, daß ich Dich auch dort oben noch beschützen kann. Vergiß es nie was ich Dir jetzt sagen will, mein Sohn . . . Sey immer gut und brav, und Du wirst glücklich seyn. Ein reines Leben führt zu einem sanften und heiteren Tode . . . nur in der Tugend findet man das wahre Glück. Lebe wohl, mein Julius, lebe wohl! . . .«

Julius fühlte mit Schaudern, daß die Hände der Mutter die seinigen krampfhaft umklammerten.

»Um des Himmels willen, was ist Dir, Mutter?« rief er aus.

Frau von Artenay antwortete nicht.

Ihre Blässe wurde leichenhaft und ihr Kopf sank schwer in die Kissen zurück.

Man hörte ihre Athemzüge nicht mehr, die Schläge ihres Herzens stockten, die weit geöffneten Augen waren starr und gläsern . . .

Frau von Artenay war eine Leiche.

Julius erkannte die fürchterliche Wahrheit.

Er sah sich allein in der Welt, eine mutterlose Waise.

Mit einem lauten Schrei sank er in Ohnmacht.

Es vergingen acht bis neun Jahre.

Der alte Notar hatte getreulich alle Versprechungen gehalten, die er Frau von Artenay kurz vor ihrem Hinscheiden gegeben.

Er hatte sich des verwaisten Julius mit wahrhaft väterlicher Liebe angenommen und der junge Mann war bald zur zweiten Gehilfenstelle vorgerückt.

Unglücklicherweise aber kam endlich die Zeit, wo der greise Rechtsanwalt das Bedürfniß empfand, sich zur Ruhe zu setzen. Er verkaufte daher sein Notariatsgeschäft und zog sich auf seinen Landsitz, fünfzig Lieues von Paris, zurück.

Allerdings empfahl er Julius vor seinem Weggange auf das Wärmste seinem Nachfolger, Herrn Digoine, der ihm auch versprach, für das weitere Fortkommen des jungen Mannes gewissenhaft zu sorgen.

Allein es war kaum zu verlangen, daß er, dem Ju-

lius als ein völlig Fremder gegenüberstand, sich so lebhaft für ihn interessiren sollte, wie sein greiser Vorgänger.

Herr Digoine, der kaum dreißig Jahre alt und unverheirathet war, gehörte der Classe vornehmer und eleganter Advocaten an, denen Scribe so gern in seinen Lustspielen eine Rolle gibt.

Er war schon damals reich und wollte noch reicher werden, aber ohne sich persönlich deshalb sehr anzustrengen.

Er hielt Pferde und Wagen, ging auf die Jagd, besuchte Bälle und Gesellschaften und kümmerte sich weit mehr um die hübschen Koryphäen des Theaters als um die Angelegenheiten seiner Clienten.

Die ganze Last der Geschäftsführung ruhte auf den Schultern seines ersten Gehilfen, eines sehr gewandten und tüchtigen jungen Mannes, den Julius nach besten Kräften unterstützte.

Dieser erste Gehilfe hatte eben so wie der Principal selbst ein unbegrenztes Vertrauen zu Julius von Artenay.

Der arme junge Mann aber hatte keine Aussicht auf Beförderung und sah sich dazu verurtheilt, sein ganzes Leben zwischen staubigen Acten hinzubringen, ohne Ehren und irdische Glücksgüter zu erringen.

Ein trauriges Leben voll Entbehrungen und fruchtloser Anstrengungen, das durch keinen heitern Blick in eine angenehmere Zukunft erhellt wurde.

Julius arbeitete mit Muth und Eifer, aber nicht ohne Bitterkeit und Schmerz.

Er fühlte sich unglücklich, dies um so mehr, als er neben der heldenmüthigen Geduld und Resignation seiner Mutter zu gleicher Zeit auch das feurige Temperament

und den ruhelosen Geist seines verschwenderischen Vaters geerbt hatte.

Nur mit großer Ueberwindung und Selbstbeherrschung gelang es ihm, seine stürmischen Begierden zu zügeln.

Zuweilen kamen jedoch auch Momente, in denen seine Resignation nicht ausreichte.

Da er wußte, daß er von Adel war und daß die Natur ihn in Bezug auf Schönheit und Jugendkraft mit seltener Freigebigkeit ausgestattet hatte, empörte ihn oft der Gedanke an seine Armuth und seine untergeordnete Stellung, während er sah, daß die blinde Glücksgöttin ihr Füllhorn über so viele einfältige und erbärmliche Menschen ausschüttete.

Er empfand einen bittern Groll, wenn er bemerkte, daß die Frauen und Mädchen ihre bezaubernden Blicke solchen halben Krüppeln, solchen gespenstischen Schatten der goldenen Jugend spendeten, während er, der junge und schöne Edelmann, unbeachtet blieb, weil er arm war.

Diese Regungen von Haß und Neid suchte Julius zwar mit aller Kraft zu unterdrücken und zu verscheuchen, aber sie kehrten wider seinen Willen beständig von neuem zurück und verfolgten ihn Tag und Nacht.

Wir wiederholen es, Julius fühlte sich unglücklich.

Und seine Mutter im Himmel konnte nichts thun, um ihren Sohn von dem Wurme zu befreien, der ihm am Herzen nagte!

XVII.

Die erste Liebe.

Herr Digoine hatte sich als galanter und ritterlicher Anwalt auch um die Kundschaft der dramatischen Künstlerwelt beworben, und seine geschäftlichen Functionen öffneten ihm die Pforten des Heiligthums.

Das heißt mit andern Worten: seine Stellung als Rechtsanwalt der Theaterdirection verschaffte ihm Zutritt hinter die Coulissen.

In der That ein seltenes und beneidenswerthes Vorrecht.

Man sollte es kaum glauben, welchen mächtigen, fast unwiderstehlichen Zauber dieses einfache Wort: die Coulissen, auf manche Gemüther ausübt.

Für viele Leute haben die Coulissen den Reiz der verbotenen Frucht.

Die unerfahrnen Bourgeois glauben steif und fest, das Innere eines Theaters sey ein wollustathmender Harem, dessen Odalisken die Schauspielerinnen sind, und der Mann, dem der Himmel es vergönne, die Schwelle dieses Serails zu überschreiten, brauche nur, wie ein blasirter Sultan, das Schnupftuch zu werfen, um den ganzen Schwarm schöner Mädchen und Frauen zu seinen Füßen zu sehen.

Daher gibt es unter der reichen Bourgeoisie gewöhnlich einen sinnlichen und lüsternen Herrn, der eine in schlechten Umständen befindliche Theaterdirection mit einigen tausend Thalern unterstützt, wodurch er deren völligen Bankerott um einige Wochen verzögert.

Dann beginnt für ihn die Enttäuschung.

Es wird ihm gestattet, die Rückseite der Decorationen in der Nähe zu betrachten, er darf mit den Maschinisten, mit den Lampenputzern und Pompiers sprechen, er genießt das Vorrecht, die gemalten Coulissen und die bemalten Theaterdamen mit der Hand zu berühren.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt er dann mit Schaudern, daß Alles, was er sieht und anfühlt, unecht ist.

Denn im Theater ist Alles falsch: Farbe, Geist, Haare, Zähne, Busen, Hüften, Waden, Vergnügungen, Leidenschaften, Liebe ꝛc.

Der unglückliche Bourgeois wird mit Schrecken gewahr, in welches Wespennest er gerathen ist.

Endlich muß die Administration das Theater schließen, und der betrübte Commanditär verliert zu gleicher Zeit seine Illusionen und sein Geld.

Also unser Notar Digoine gehörte ebenfalls zu denen, welche die Coulissen frequentirten.

Er erschien daselbst nie anders als im schwarzen Frack, mit weißer Halsbinde, lackirten Stiefeln und frischen Handschuhen und brachte den Damen stets Bonbons und andere Näschereien mit, durch die er sich bei ihnen nicht wenig beliebt machte.

Mehre Melodramen- und Vaudevilleheldinnen pflegten ihn »Kleiner« zu nennen, eine familiäre Bezeichnung, deren ganzen Werth Herr Digoine zu schätzen wußte und auf die er sich nicht wenig einbildete.

Wir müssen hier bemerken, daß die Theaterdirectionen und Schauspieler ihre Advocaten zwar schlecht bezahlen, sie

aber zum Ersatz dafür mit Entréebillets förmlich überschütten.

Seine Frau Gemalin hatte ihre Loge, der erste Gehilfe seinen Sperrsitz und sein ganzes übriges Personal freien Eintritt ins Parterre.

Daher kam es, daß wir Julius von Artenay an dem Abend, an welchem Norine und ihre Mutter mit Madame Belphegor im Theater der Porte Saint-Martin zusammen trafen, im Parterre dieses Schauspielhauses gesehen haben.

Gewöhnlich, wenn Julius ein junges und schönes Mädchen sah, fühlte er sogleich das Feuer stürmischer Begierden in sich erwachen und sein Blut floß wie ein glühender Lavastrom durch seine Adern.

Dann litt der junge Mann, den seine Armuth zu einer klösterlichen Enthaltsamkeit verurtheilte, wahre Tantalusqualen und träumte von sinnlichen Genüssen, die er sich nicht erzeugen konnte.

An jenem Abende aber empfand er beim Anblicke Norinens etwas ganz Anderes.

Anstatt daß sein Blut wie gewöhnlich in Flammen gerieth, wurde es noch kälter, als es bisher gewesen war.

Kein profaner Gedanke kam ihm angesichts der engelgleichen Schönheit dieses jungen Mädchens in den Sinn.

Keine sinnlichen Begierden erwachten in seiner Brust, sondern eine unbegrenzte, achtungsvolle und doch leidenschaftliche Bewunderung.

Es war ihm als hätte er mit Freuden die Hälfte seines Lebens dafür hingeben können, wenn der strahlende Blick dieses unbekannten holden Kindes nur eine Minute auf ihm geruht hätte.

Der Anblick Norinens hatte ihn mit einem Male die Liebe kennen gelehrt.

Sein Herz hatte lauter geschlagen als gewöhnlich.

Er liebte.

Er liebte oder sollte vielmehr erst mit der innigen, unbegrenzten Hingebung lieben, welche über die Zukunft des Menschen entscheidet und die entweder ein himmlisches Glück oder ein nicht wieder gut zu machendes Unglück ist.

Denn was man auch von der Liebe sagen und was wir auch selbst über diesen Gegenstand geschrieben haben mögen, — der Mensch kann nur einmal in seinem Leben wirklich lieben; die flüchtigen, sich wiederholenden Leidenschaften verdienen den Namen der Liebe nicht.

Wer das Gegentheil behauptet, will sich selbst oder Andere täuschen.

Wir wissen bereits, daß Julius den Blick keine Secunde von Norinen abwendete.

Als die Logenschließerin die beiden Frauen von der Gallerie geholt hatte und er sie am Schlusse des Zwischenactes nicht wieder auf ihre Plätze zurück kehren sah, glaubte er anfangs, sie hätten das Theater verlassen, und dies betrübte ihn unaussprechlich.

Nachdem er sich jedoch mit den Luchsaugen eines fünfundzwanzigjährigen Liebenden überall im Theater umgesehen hatte, entdeckte er Norinen endlich wieder in der Loge der Madame Belphegor.

Und alsbald zog wieder Ruhe und Freude in sein Herz ein und er versank abermals in bewunderndes Anschauen.

Das Schauspiel war zu Ende.

Noch ehe der Vorhang gefallen war, bahnte sich Julius einen Weg durch das Parterrepublicum.

Er wollte am Ausgange der Erste seyn, um die Gewißheit zu haben, daß die beiden Frauen das Theater nicht verlassen konnten, ohne bei ihm vorüber zu gehen.

Es versteht sich von selbst, daß Julius die Absicht hatte, ihnen zu folgen.

Irma's und Norinens einfache Kleidung verrieth, wenn nicht Armuth, doch wenigstens einen sehr bescheidenen Stand, und Julius hoffte, daß Mutter und Tochter zu Fuß nach Hause gehen würden.

Leider aber hatte der junge Mann, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und der Wirth war an diesem Abend Madame Belphegor.

Wir wissen, daß diese ehrenwerthe Person ihre Schwester und ihre Nichte mit sich in ihre Wohnung nahm, und daß sie sich dazu eines Fiakers bediente.

Mit tiefer Betrübniß sah der junge Mann den numerirten Wagen vorfahren.

Der Arme hatte ja nicht so viel Geld bei sich, um ebenfalls einen Fiaker nehmen zu können.

Der Wagen setzte sich indessen in Bewegung und der Kutscher trieb seine Pferde an.

Julius mußte ihm nachgeben. Aber wie war dies möglich?

Wenn er auch mit der ganzen Schnelligkeit seiner jungen Beine lief, so war doch hundert gegen eins zu wetten, daß er den verwünschten Wagen, der die Geliebte entführte, um die nächste Straßenecke verschwinden sehen, aus dem Gesicht verlieren würde.

Es gab nur **ein** Mittel.

Dieses Mittel kränkte zwar den Stolz des jungen Herrn von Artenay ein wenig, allein hier galt kein Zaudern.

Sein Entschluß war schnell gefaßt.

Er schwang sich auf den hinteren Tritt des Wagens und blieb darauf stehen wie ein herrschaftlicher Bedienter.

Der Fiaker war noch keine hundert Schritte weit gefahren, so wendete er sich zufällig um und sah den blinden Passagier.

Er rief ihm zu, daß er heruntersteigen solle.

Julius that es nicht.

Er begann Flüche und Drohungen auszustoßen.

Dies Alles rührte Julius nicht.

Diese phlegmatische Gleichgiltigkeit erbitterte den Kutscher, einen starrsinnigen Auvergnaten, und es begann Peitschenhiebe auf den Rücken des jungen Mannes zu hageln.

Mit heroischem Muthe ertrug er diese mitunter sehr empfindlichen Schläge, die ihn jedoch nicht bewegen konnten, seinen Posten zu verlassen.

Die Schmerzen, welche er litt, waren sogar ein Genuß für ihn, denn er erduldete sie ja um ihretwillen!

Sie! welch' ein beseligendes Wörtlein für das Herz eines Liebenden! . . .

Der Kutscher wurde indessen des Schlagens endlich müde, bevor Julius der Schläge müde war.

Die Schmerzen des jungen Mannes hatten ein Ende.

Der Wagen erreichte die Straße Caumartin und hielt an.

Julius stieg herunter, verbarg sich hinter dem Fiaker, und sah die drei Frauen in ein schönes Haus gehen, dessen Thür hinter ihnen verschlossen wurde.

Der Fiaker fuhr dann fort, und Julius blieb allein auf der Straße stehen.

Sein Zweck war nicht vollständig erreicht, denn er wußte noch nicht, ob Mutter und Tochter in diesem Hause wohnten, oder ob sie nur die Dame aus der Loge hierher begleitet hatten.

Wollte er darüber Gewißheit erlangen, so mußte er warten und sich überzeugen, ob sie sich nicht wieder entfernten.

Julius zauderte keinen Augenblick.

Er setzte sich auf einen Eckstein und wartete.

Ende des ersten Theiles.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Montépin, Xavier <<de>>,

Die Nachtvögel Von Xavier de Montépin. Aus dem Französischen von L. Fort

Bd.: 1

Pest 1854